22/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Fernost ganz nah

Visite beim OB von Wladiwostok: Probleme, Projekte, Prognosen

Reiseziele '88

Murmansk und Nowgorod – neue Städtetouren im Sommerangebot

Auto fahren KREUZ gefährlich?

Muskeltraining gegen Gelenkschmerzen empfiehlt Prof. Janda aus Prag

★ Inhalt

Interview
Das Fernöstliche Wirtschaftsprogramm **Seite 4**

Staatsbesuch
Erich Honecker im Königreich Belgien **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Geschichte
Die Kunst des Regierens wird erlernt **Seite 16**

Tourismus-Ratgeber
Sommerreisen '88 **Seite 20**

Literatur
FREIE WELT zu Gast bei dem sowjetischen Schriftsteller Wassil Bykau **Seite 22**

Expedition
Auf Skiern von der UdSSR über den Nordpol nach Kanada **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Bomben und drei Gramm Käse **Seite 28**

Bildende Kunst
Der Zeichner und Grafiker Dieter Goltzsche **Seite 30**

Film
Elem Klimows „Abschied von Matjora" **Seite 32**

Erzählung
Anatoli Kim: „Oma Dora" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab" (Schluß) **Seite 40**

Neue Märchenserie
Erster Teil: Der stachlige Kaulbarsch **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Medizin
Besuch beim „Muskelarzt" in Prag **Seite 46**

Bilder und Standpunkte
Ackerdiagnose mit Luftbildern **Seite 50**

Mode
Saizews Herbst- und Winterkollektion **Seite 52**

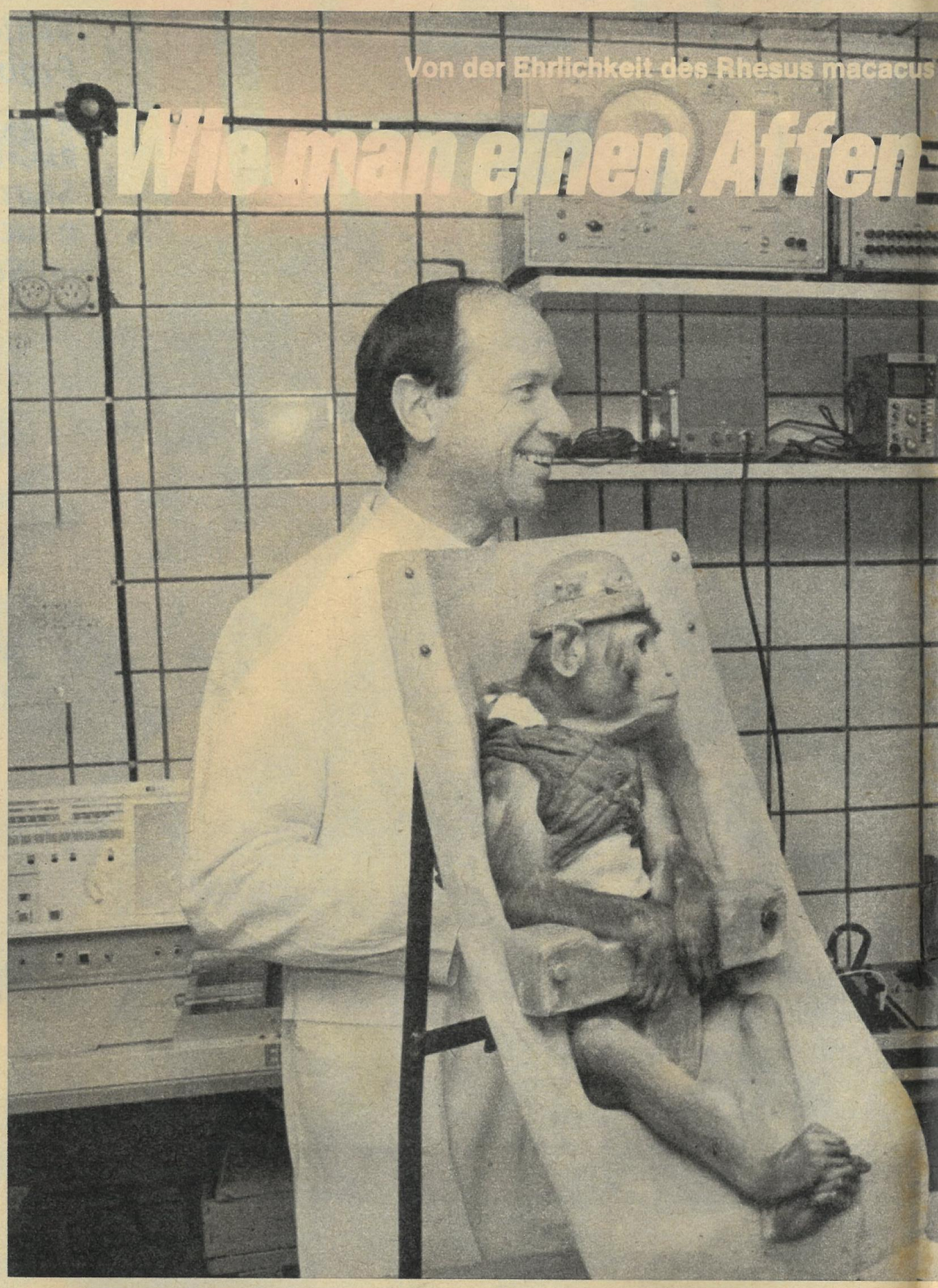
Titelfoto:
Mädel reck dich! Die Autofahrpause fotografierte Detlev Steinberg

Redaktionsschluß für dieses Heft: 19. 10. 1987

★ Im Blickpunkt

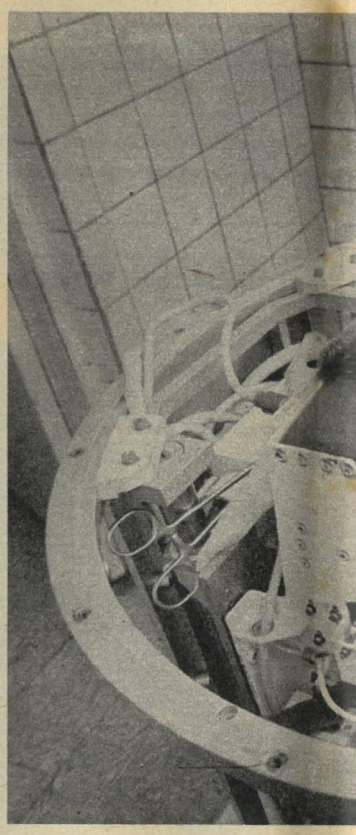
Von der Ehrlichkeit des Rhesus macacus

Wie man einen Affen

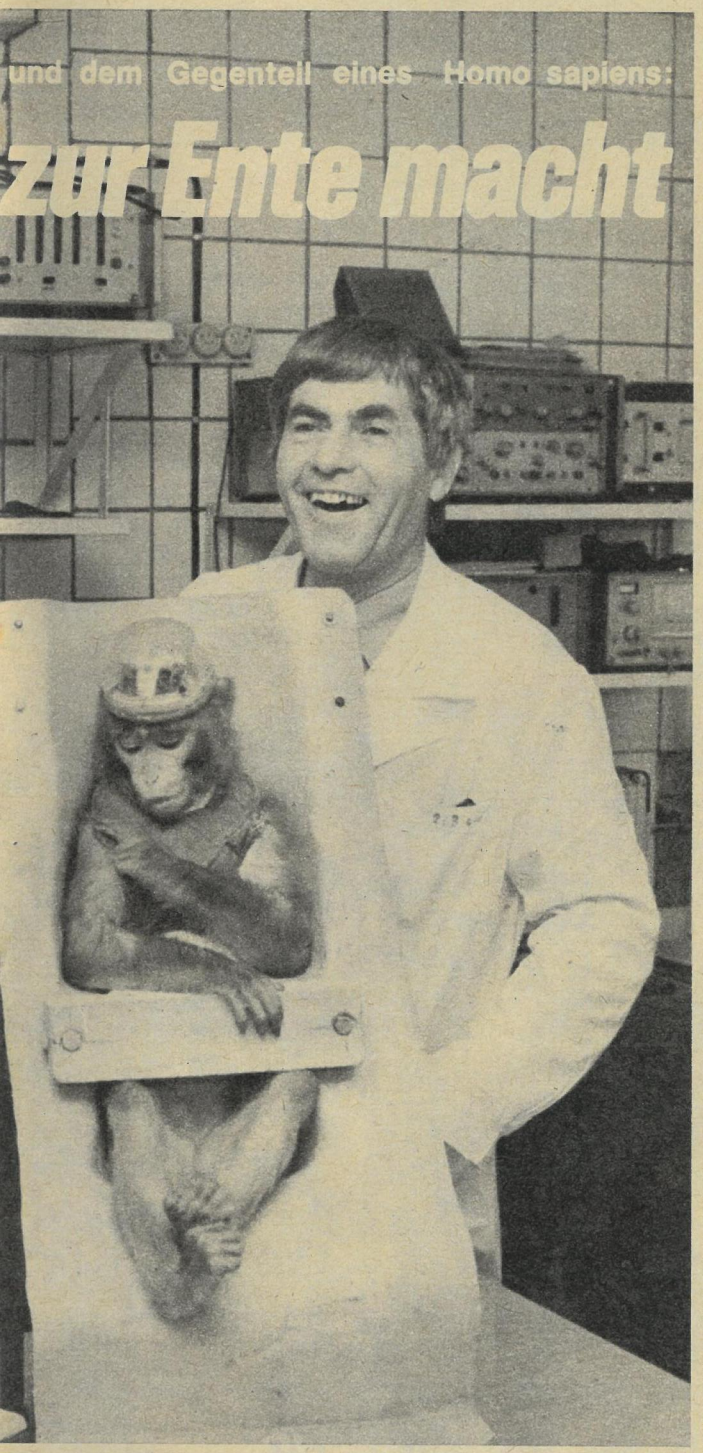


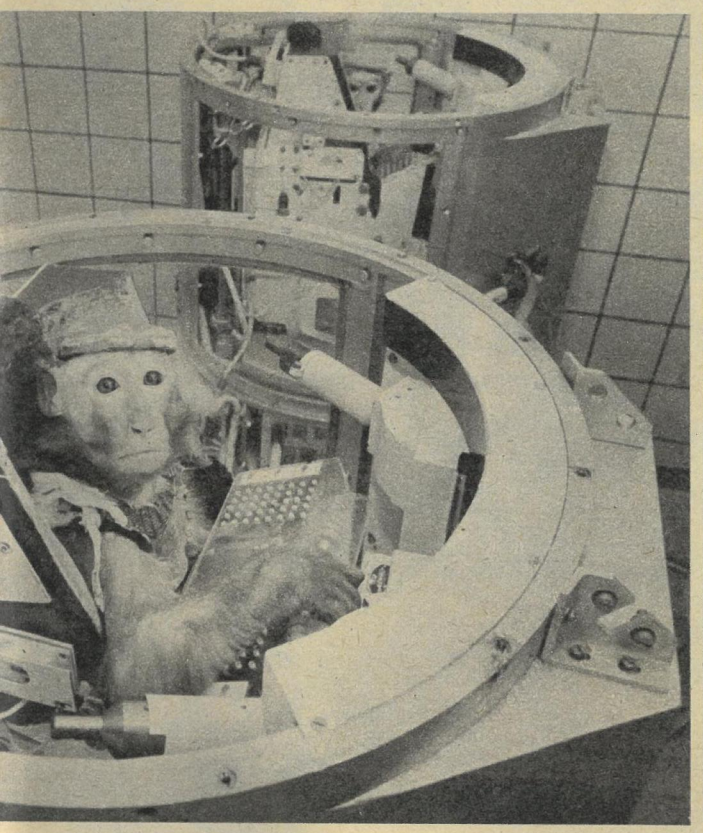
Zwei Weltraum-Mediziner freuen sich von ganzem Herzen. Professor Jewgeni Iljin (links), Chef des sowjetischen Biosputnik-Programms, und dessen Charité-Kollege Professor Karl Hecht (rechts). Zwei ihrer Probanden treffen nach einer dramatischen Rückkehr-Odyssee aus dem All wieder im vertrauten Domizil des Moskauer Instituts für mediko-biologische Probleme ein.

Ein internationales Team, mit Fachleuten aus der DDR und anderen sozialistischen Ländern, aus Frankreich, aus den USA und von der westeuropäischen Weltraum-Agentur ESA werten nun gemeinsam mit Iljins Kollektiv den vierzehntägigen Orbitalflug eines Kosmos-Biosatelliten aus, zu dessen Crew Affen, Ratten und Guppys gehören. „Hauptpersonen" dieses wissenschaftlichen Unternehmens sind zweifelsohne die beiden Rhesus-Männchen Drjoma und Jeroscha. Zwei Ereignisse ihrer fast Zehn-Millionen-Kilometer-Reise um unseren Planeten rücken sie ins Rampenlicht des allgemeinen Interesses. Nach den ersten Schwerelosigkeitstagen, in denen es ihm schlechter ergeht als seinem Crewpartner, befreit sich Jeroscha aus seiner linken Armhalterung und fuchtelt, sichtbar erleichtert – wie es die ständig eingeschaltete Fernsehkamera aufspeichert – herum. Und siehe da, telelive, er fühlt sich fortan besser. Iljin und die anderen Wissenschaftler dagegen unwohler. Was passiert, wenn Jeroscha einige der auf seinen Körper aufgepflasterten Sensoren losreißt? Ein Teil der Meßwerte würde verlorengehen. Doch ansonsten besteht keine ernsthafte Gefahr, denn der Rhesus macacus absolviert, immer noch fest angeschnallt auf seinem Raumschiffsessel, sogar mit größerer Lust sein antrainiertes Programm. Er läßt auch die Sensoren an seinem Körper kleben und so scheint die Landung nach zwei Wochen zur Routine zu werden. Im entscheidenden Augenblick aber irrt sich die Rückkehrautomatik. Die Ärzte und Techniker warten vergeblich am vorausberechneten Landeort. Das Biosputnik-Raumschiff zieht es einige tausend Kilometer weiter und ausgerechnet zum Kältepol der Erde in Jakutien, wo schon Temperaturen von minus fünfzehn Grad herrschen. In einer dramatischen Bergungsaktion werden Drjoma und Jeroscha gerettet. Darüber freuen sich Iljin und Hecht. Und der Nestor der sowjetischen Weltraum-Medizin, Oleg Gasenko, klassifiziert Jeroschas Entfesselungstat als eine ehrliche Reaktion in einer außergewöhnlichen Situation, in der sich der Kosmos-Primat auf seine Urwüchsigkeit besinnt (siehe FREIE WELT 21/87) „Der Raumfahrt Nuckelkinder"). Beide Professoren auf unserem Bild lachen noch über eine andere Sache, die mit der Orbitalmission ihrer Hilfskosmonauten im ursächlichen Zusammenhang steht. Dem Abendmoderator einer bundesrepublikanischen Fernsehanstalt gelingt nämlich mit einem einzigen Worttrick ein Schöpfungsakt, der trotz aller Genkünste den Biologen bisher versagt blieb: aus einem Affen eine Ente zu machen. Affe dreht durch, Affe reißt sich los. Affe zertrümmert das Raumschiff. Wer das Foto von Jeroschas Weltall-Kabine genauer betrachtet, sieht, daß schon überäffliche Gorilla-Kräfte erforderlich wären um die Ganzmetall-Ausrüstung des Rhesus-Cockpits zu beschädigen. Und so klug ist Jeroscha allemal, daß er nicht seine Futterkrippe und Theke mit den Nuckelflaschen aus Stahl ramponiert. Er erfüllt ohne Zaudern das vorgeschriebene Flugprogramm. Jeroschas Armbefreiung vermeldet übrigens Iljin via TASS und Moskauer Presse sofort, ohne zu ahnen, daß ein Moderator in der BRD diesen Fakt für seine seltsamen Mutationsversuche verwenden würde. Doch was wäre aus der verfälschten Fernsehnachricht geworden, wenn es dem Bergungstrupp nicht gelungen wäre, Drjoma und Jeroscha in einem unwegsamen Gelände Jakutiens so schnell zu finden?



Karl-Heinz Eyermann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)





DIE GROSSE

Von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Vierundzwanzig Stunden nach den Schüssen der „Aurora“ und dem Sturm auf das Winterpalais sagte Lenin: „Die Frage des Friedens ist die aktuellste, die alles bewegende Frage der Gegenwart.“

Bertolt Brecht meinte symbolisch eine Stadt, als er 1951 an die deutschen Künstler und Schriftsteller schrieb: „Das große Karthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten, noch bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten.“

Was Lenin als „aktuellste, alles bewegende Frage“ nach dem ersten Weltkrieg in den Raum stellte, ist im nuklearen Zeitalter – der Leser möge mir den willkürlichen Umgang mit der Sprache verzeihen – noch aktueller geworden; und die ernsthafte Frage des Überlebens muß jeden bewegen.

Auf der Berliner Karl-Marx-Konferenz 1983 nannte Erich Honecker es „ein Gebot der Stunde..., daß alle politischen und gesellschaftlichen Kräfte, die den Frieden aufrichtig wollen, ungeachtet unterschiedlicher politischer Programme, weltanschaulicher Positionen und religiöser Bekenntnisse, über Klassenschranken, über Trennendes hinweg zusammenwirken, um die Völker vor der Katastrophe eines Nuklearkrieges zu bewahren“.

Nicht von ungefähr heißt die Sozialistische Oktoberrevolution DIE GROSSE. Alle historischen Prozesse, die sich seither in der Welt vollzogen haben und vollziehen, sind mit dem Sieg des Roten Oktober verbunden. Vor siebzig Jahren ging es darum, dem Frieden eine Chance zu geben. Vom Friedensruf „An Alle“ führt eine gerade Linie zur „Koalition der Vernunft“, von der Errichtung der Sowjetmacht und der mit ihr erstmalig erstandenen Möglichkeit, Kriege zu verhindern, zur Notwendigkeit, keinen Krieg mehr zuzulassen – bei Strafe des Untergangs. Heute geht es darum, dem Menschen eine Chance zu geben.

Getreu dem Gesetz, nach dem sie angetreten, steht die Sowjetunion seither für den Frieden. Die Macht in den richtigen Händen bewirkte, daß sie den Interventionskriegen vierzehn imperialistischer Staaten zu widerstehen vermochte. Den faschistischen Heeren der deutschen Imperialisten bereitete sie vor Leningrad und Moskau, an der Wolga und im Kursker Bogen, auf den Seelower Höhen und dort, wo heute die Trennlinie zwischen Sozialismus und Kapitalismus verläuft, die vernichtenden Niederlagen. Sie schuf das militärstrategische Gleichgewicht, das den Weltimperialismus daran hinderte, seinen dritten Weltkrieg zu beginnen. Und im Nuklearzeitalter hat sie – so Erich Honecker – „dem gemeinsamen Untergang die Alternative des gemeinsamen Überlebens entgegengestellt“.

Historisch gesehen, ist auch unsere Republik ein Kind des Oktober. Wo wäre der sozialistische deutsche Staat ohne die rote Siegesfahne auf dem Reichstag! Der Kindheit längst entwachsen, längst „volljährig“, selbständig geworden, gehen wir gemeinsam den Weg weiter, den der Rote Oktober gewiesen hat.

Die vielfältigen Initiativen Michail Gorbatschows, die Vorschläge anderer Staaten der sozialistischen Gemeinschaft tragen wir mit. Und wir haben mit eigenen Ideen und Taten dazu beigetragen, daß heute ein umfassendes, für jede Seite akzeptables Programm des Rüstungsstopps, der Rüstungsminderung, der Beseitigung der nuklearen und konventionellen Waffen, der biologischen und chemischen Vernichtungsmittel und einer – nichts auslassenden – Kontrolle vorliegt. Ein Programm, das von einer Koalition der Vernunft zum Aktionsprogramm, von Regierungen jeglicher Gesellschaftsordnung zum Regierungsprogramm erhoben werden kann.

Jener Ruf „An Alle“ hat heute die Form des Dialogs angenommen, den der deutsche Arbeitersohn, Kommunist und Staatsratsvorsitzende mit seiner Lebenserfahrung und seinem Geschichtsgefühl, mit höchstem psychischem und physischem Einsatz vorantreibt. Eine gesunde, leistungsfähige Deutsche Demokratische Republik verleiht seiner Persönlichkeit weiteres Gewicht und seinen Argumenten noch mehr Überzeugungskraft.

„Macht Frieden!“ Dieser historische Appell richtet sich heute um so mehr „An Alle“, da es nicht einfach um die Verhütung irgendeines Krieges geht, sondern ums Überleben.

Daß von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgehen darf, sondern nur noch Frieden, ist seit Gründung der Deutschen Demokratischen Republik Regierungspolitik. Daß diesem historischen Gebot auch in der Hauptstadt des anderen deutschen Staates zugestimmt wird, ist – bei allen sonstigen Unvereinbarkeiten – ein Beitrag zur Umwandlung deutscher Kriegsgeschichte in Friedensgeschichte.

Als Bundespräsident von Weizsäcker vor geraumer Zeit in Leningrad, der Wiege des Roten Oktober, weilte, besichtigte er die „Aurora“, das Winterpalais und den Smolny und legte dann – sichtlich ergriffen, von Geschichtsgefühl bewegt – auf dem Heldenfriedhof Piskarjowskoje seinen Kranz nieder.
Ein mitgereister windiger, unsensibler, von keinem Geschichtsgefühl geplagter Journalist, traf dort eine Leningraderin, die ihres Mannes und ihres Sohnes gedachte – zwei von 600 000 Opfern in der Stadt Lenins, zwei von zwanzig Millionen Sowjetmenschen. Und er stellte ihr die Frage, was sie denn empfinde, „wenn Sie hier die deutsche Nationalhymne hören?“; gemeint war jenes „Deutschland, Deutschland über alles“.

Die alte Frau antwortete nachdenklich, wenngleich unter Tränen: „Ich trage keinen Haß in mir, wenn dafür bloß der Frieden erhalten bleibt.“

Wie fern ist der FERNE OSTEN?

Ein Beitrag von Gisela Reller (Text)
und Detlev Steinberg (Fotos)
FREIE WELT dankt für die freundliche Unterstützung durch APN

Fern im Osten liegt Wladiwostok, an den Hängen der Bucht Solotoi Rog (Goldenes Horn) des Japanischen Meeres. FREIE WELT-Mitarbeiter sahen sich in der fernöstlichen Stadt – die Michail Gorbatschow als „unser zum Osten weit geöffnetes Fenster" sehen möchte – um und sprachen mit dem Bürgermeister.

Wie fern ist der FERNE OSTEN?

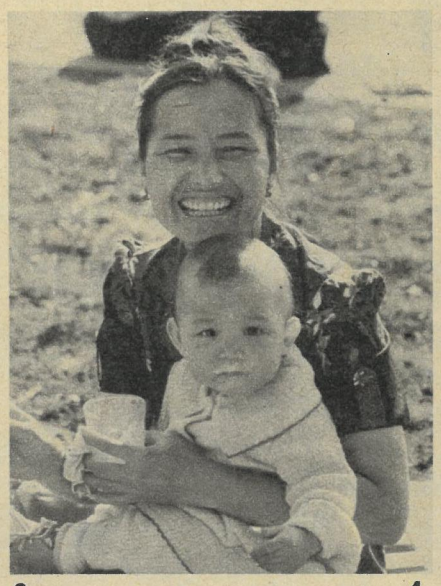
Wladiwostok ist die Hauptstadt der Region Primorje, die zusammen mit der Region Chabarowsk und den Gebieten Magadan, Kamtschatka, Sachalin und Amur zum sowjetischen Fernen Osten gehört; in die Fernöstliche Wirtschaftsregion ist noch die Jakutische ASSR einbezogen und in das Fernöstliche Wirtschaftsprogramm auch die Burjatische ASSR und das Gebiet Tschita. Der Ferne Osten der UdSSR erstreckt sich über 3 112 600 Quadratkilometer, hier leben etwa sieben Millionen Menschen, vor allem Russen, Angehörige anderer aus dem Westen des Landes zugewanderter Nationalitäten, Koreaner und zahlreiche kleine Völkerschaften. Gegenwärtig im Mittelpunkt steht der umfassende Aufbau der Industriezentren Chabarowsk, Komsomolsk am Amur und Wladiwostok. So soll Wladiwostok seine Industrieproduktion bis 1990 um ein Viertel erhöhen, die gleiche Steigerungsrate ist für die Arbeitsproduktivität vorgesehen. Anatoli Sergejewitsch Golowisin ist Vorsitzender des Exekutivkomitees der Stadt Wladiwostok, sozusagen ihr Bürgermeister. Nach seiner Ausbildung als Bauingenieur in Nowosibirsk wurde er für zwei Jahre hierher geschickt und blieb, wie er selbst sagt, „für immer".

Anatoli Sergejewitsch, das 1860 gegründete Wladiwostok liegt am Rande Ihres großen Landes. Welche Rolle spielt die Stadt heute?

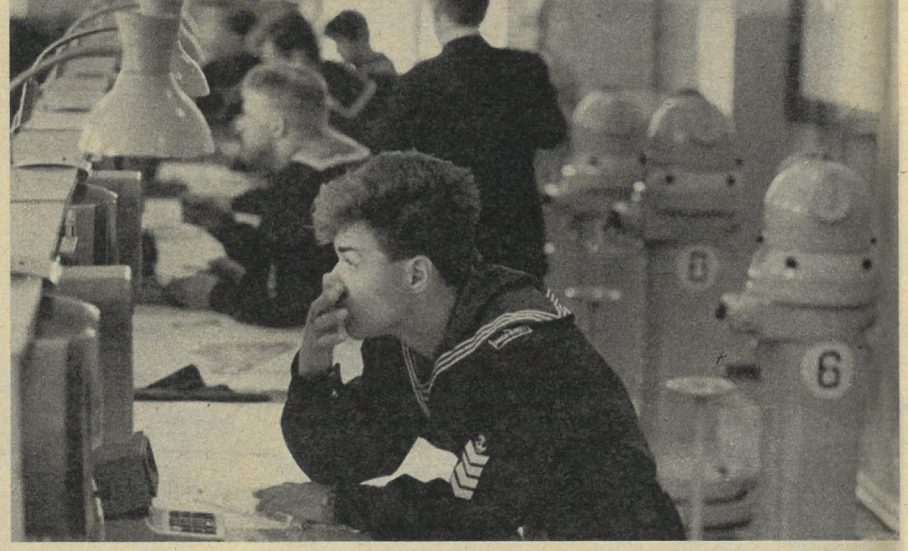
Schon heute ist Wladiwostok ein modernes Zentrum der Industrie, Kultur und Wissenschaft, ein bedeutender Seehafen. Trotzdem gibt es für uns viel zu tun; denn zukünftig sehen wir Wladiwostok als eines der größten internationalen Zentren, als Brennpunkt der Kultur und des Handels, als Stadt der Festivals, der Sporttreffen, der Kongresse und wissenschaftlichen Symposien, als eine der bemerkenswertesten Städte in unserem Lande.

Uns gefällt das terrassenförmig auf Hügeln erbaute Wladiwostok sehr, auch die Hafenatmosphäre und die das Straßenbild mitbestimmenden vielen Seeleute. So voller brodelndem, pulsierendem Leben hatten wir uns das fern im Osten liegende Wladiwostok nicht vorgestellt.

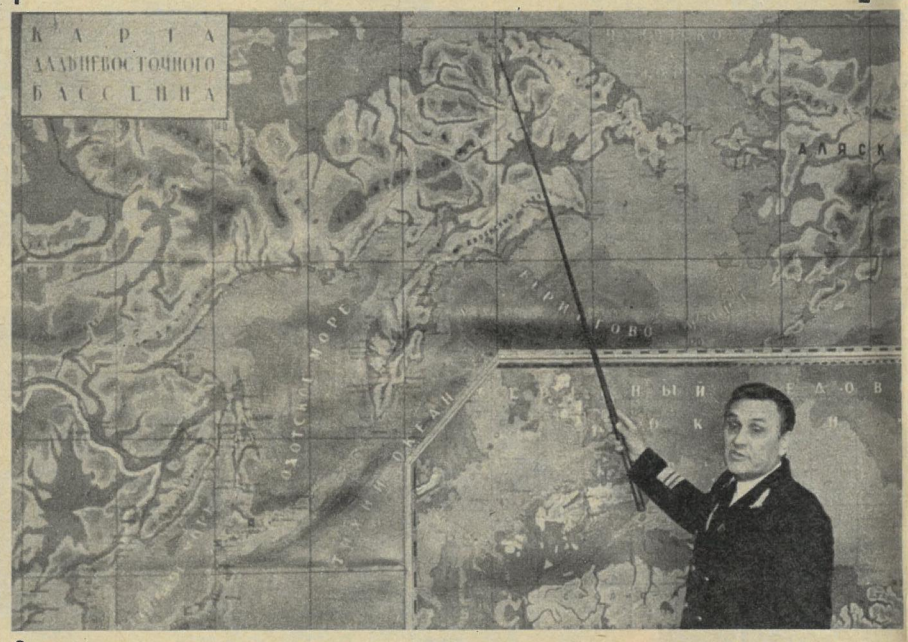
Seit 1985 verbindet Wladiwostok eine Direktfluglinie mit der sowjetischen Hauptstadt. In acht Flugstunden kann man bei uns sein – wenn es die Witterungsbedingungen zulassen. Sonst bringt die Transsibirische Eisenbahn noch jeden zu uns. Was sich dem Besucher dann als besondere Schönheit darbietet – der Höhenunterschied beträgt 270 Meter – stellt sich für uns als ein großes Problem dar. Des Reliefcharakters wegen und wegen des felsigen Untergrundes kostet



3



1 2



6

5

7

Gesichter Wladiwostoks: In der Fernöstlichen Hochschule werden an vier Fakultäten Kader für die Hochseeflotte ausgebildet, auf unserem Bild 1 in klassischer Navigation. – Viktor Miskow – Bild 2 – ist Leiter der Fernöstlichen Seereederei: 55 000 Leute, 232 Schiffe einschließlich Eisbrecher. – Groß und klein – Bild 3 – am Strand, denn so windstille Tage und fast 30 Wärmegrade sind im fernöstlichen Sommer nicht allzuoft. – Anatoli Badarow auf Bild 4 ist seiner Nationalität nach Alëute, Student im 4. Studienjahr, er will Kapitän werden; die Hochschule hält jährlich bis zu 10 Studienplätze für die Angehörigen der kleinen Völkerschaften frei, die leider noch nicht alle genutzt werden, denn die Hochseeschiffahrt hat bei ihnen keine Tradition. – Wladiwostok verfügt über einen Fischhafen und einen Handelshafen; die Handelsflotte – auf Bild 5 Warenumschlag – will den Transport 1987 um 5,5 Prozent steigern. – Bild 6 zeigt im Wissenschaftlichen Institut für Fischwirtschaft und Ozeanographie als ein Forschungsobjekt Kamtschatka-Krabben. – Im Pionierlager „Ozean" (Bild 7) Kinder aus ganz Sibirien. Obiges Farbfoto: Wladiwostok zieht sich etwa 30 Kilometer auf der Landzunge hin, gelegen zwischen der Amur-Bucht (unser Foto, der Rundbau ist das Kino „Ozean") und der Ussuri-Bucht. Darunter der Bahnhof in Wladiwostok, Endstation der Transsibirischen Eisenbahn.

ВЛАДИВОСТОК

Wie fern ist der FERNE OSTEN?

FREIE WELT-Mitarbeiterin Gisela Reller (rechts) und APN-Mitarbeiterin Nina Charitonowa im Gespräch mit Anatoli Golowisin, dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees der Stadt Wladiwostok.

bei uns schon das Fundament soviel wie unter normalen Baubedingungen ein ganzes Haus. Und auch die Straßen, die steil bergauf klettern, haben es bau- und kostenmäßig in sich.

Also noch zusätzliche Probleme beim Wohnungsbau…

Ja. Trotzdem ist die Stadt in den letzten zwei Jahrzehnten um das Dreifache gewachsen. Heute haben wir 640 000 Einwohner, und im Jahre 2000 sollen es 800 000 sein. Von drei Seiten ozeanumspült, kann sich das größte Tor zum Stillen Ozean jetzt nur noch in Richtung Taiga ausbreiten. Auch unsere klimatischen Bedingungen erschweren das Baugeschehen. Zwar ist der Winter mit seinen meist zwanzig Minusgraden unserem Gefühl nach mild, dazu aber weht oft ein heftiger Wind mit einer Geschwindigkeit bis zu 25 Meter pro Sekunde; jeder Meter entspricht einem Minusgrad. Dennoch gilt auch für Wladiwostok: Bis zum Jahr 2000 jeder Familie eine eigene Wohnung oder ein eigenes Häuschen, pro Person sind zwanzig Quadratmeter Wohnraum vorgesehen; der Landesdurchschnitt wird bis zum Jahr 2000 vierzehn Quadratmeter betragen. Auch bei uns gibt es auf vielen Gebieten einen großen Nachholebedarf. Zum Beispiel haben wir bisher eine Schule im Jahr gebaut, ab 1988 werden es zwei sein. Verdoppelt werden auch die Neubauten für Vorschuleinrichtungen und für das Gesundheitswesen. Zu einer kommunikativen Stadt gehört auch der Ausbau des Telefonnetzes. Bis jetzt haben wir 70 000 Anschlüsse, im laufenden Fünfjahrplan sollen noch 50 000 dazukommen. Allein für die Wärmeversorgung der Stadt, für weitere Kanalisationsarbeiten und für die Trinkwasserversorgung sind bis zum Jahr 2000 etwa 8 Milliarden Rubel veranschlagt. Mit 900 Millionen Rubel wird in diesem Zeitraum auch die Leistung des städtischen Transportwesens erheblich erhöht. Obwohl wir im Jahr 2000 noch keine Millionenstadt sein werden, sehen unsere Planer bis dahin bereits eine Metro vor. Eine Brücke über das „Goldene Horn" wird bald schon die Industrievororte mit dem Zentrum der Stadt verbinden. Kein Arbeiter soll mehr als eine halbe Stunde bis zu seinem Arbeitsplatz benötigen.

Und die Mittel, um so große Pläne zu verwirklichen, haben Sie?

Das Geld haben wir – dank der überaus großen Aufmerksamkeit, die dem Fernen Osten und seiner Erschließung neuerdings gewidmet wird. Aber es mangelt an Bauarbeitern.

Ist unser Eindruck richtig, daß es sich bei dem von Ihnen angedeuteten Zurückbleiben der Entwicklung, zum Beispiel im sozialen Bereich, um ein Zurückbleiben hinter den hohen Ansprüchen von heute handelt?

Wer – wie ich – vor Jahrzehnten nach Wladiwostok kam, kann die heute hier Eintreffenden nur beneiden, da haben Sie schon recht. Doch wir müssen von heute ausgehen. Heute wollen die Wladiwostoker nicht mehr nur eine eigene Wohnung, heute wollen sie eine individuell-schöne Wohnung in einem individuell-schönen Haus. Diese Ansprüche dürfen wir nicht ignorieren, sonst wird der Ferne Osten weiterhin an chronischem Kadermangel leiden.

Chronischer Kadermangel: Es ist gar nicht so schwer, Menschen in den Fernen Osten zu locken. Schwierig ist, sie zu halten. Daran waren bisher einerseits soziale Unzulänglichkeiten schuld, andererseits „stimmte das Geld nicht", sagt uns Margerita Olenitschewa. Am Fernöstlichen Zentrum der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ist sie Leiterin des Sektors für soziale Probleme der Bevölkerung und Arbeitskräfte des Fernen Ostens. Ende vergangenen Jahres wurde deshalb der Beschluß gefaßt, den Regionskoeffizienten zu erhöhen, das heißt, jeder Werktätige in der Region Primorje erhält 30 Prozent mehr Lohn (auf Sachalin* sind es 60 Prozent, auf Kamtschatka 80 Prozent, auf Tschukotka 100 Prozent). Neu ist, daß für ununterbrochene Arbeit in ein und demselben Betrieb jährlich zehn Prozent Treueprämie gezahlt werden, 50 Prozent ist die Grenze. „Außerdem", sagt Margerita Olenitschewa, „hatten viele Betriebe bisher mehr Planstellen als sie – aus Mangel an Kadern – besetzen konnten. Schaffen die Betriebe ihre Arbeit mit dem vorhandenen Kaderbestand, so können sie neuerdings den Lohnfonds für ihre Arbeitskräfte voll ausschöpfen. Für viele Werktätige hat sich allein dadurch der Lohn um die Hälfte erhöht." Von Tschukotka kehren die Zugereisten spätestens nach Erreichen des Rentenalters in ihre angestammten Heimatorte zurück. Wegen der klimatischen Unbilden – bis zu 60 Grad minus, tagelang tobende Schneestürme, 42 Tage lang Polarnacht… – ist hier eine stabile Bevölkerung nicht vorgesehen. „Bei uns hingegen ist ein normales Leben durchaus möglich. Und zu einer stabilen Bevölkerung gehört jung **und** alt, gegenwärtig beschäftigen wir uns sehr intensiv damit, was für unsere fernöstlichen Rentner getan werden muß. Noch eine Tatsache ist wichtig: Im Fernen Osten sind zum Beispiel keine architektonischen Kulturdenkmäler zu bewundern. Wir müssen deshalb unsere einmalige Natur für jeden einzelnen attraktiv machen: Das sind unsere schönen Strände, unser reizvoller mandschurischer Wald, das sind unsere Angler- und Jagdparadiese; an den sommerlichen Wochenenden ist unser Segelyachthafen nicht mehr wegzudenken." In den letzten fünfzehn Jahren gelang es bereits, die Fluktuationsrate um das Zweieinhalbfache zu senken. Mit den neuen Maßnahmen hofft man, daß (fast) alle bleiben werden, die kommen.

Anatoli Sergejewitsch, gegenwärtig ist für den Fernen Osten ein neues Entwicklungsprogramm, das „Langfristige staatliche Programm der komplexen Entwicklung der Produktivkräfte der Fernöstlichen Wirtschaftsregion", vorgesehen. Man spricht in diesem Zusammenhang von den drei fernöstlichen Riesen der Ökonomie…

…von der Fischindustrie, dem Bergbau und der Forstwirtschaft. In der Holzproduktion übertrifft der Ferne Osten das Unionsmittel schon heute um das Vierfache, in der Rohstoffgewinnung für die Buntmetallurgie um das Fünffache und bei der Gewinnung von Meeresprodukten um das Fünfzehnfache. Wenn sich das Entwicklungstempo dieser Zweige, sagen wir, um zehn Prozent verringern würde, so wäre das Wirtschaftstempo in der ganzen Sowjetunion um fast ein Prozent gemindert. Ausgehend von den Maßstäben der sowjetischen Wirtschaft eine bedeutende Größenordnung! Dieses Beispiel zeigt Ihnen schon, wie bedeutend das Fernöstliche Wirtschaftsprogramm für unser Land insgesamt ist. Für Wladiwostoks Wirtschaft ist der Riese Fischindustrie bestimmend. Dieser Industriezweig ist besonders kompliziert. Denken Sie an seine gewaltigen geographischen Maßstäbe der Standortverteilung, an die sehr umfangreichen Forschungsarbeiten zum Studium der Erschließung der biologischen Ressourcen und zur Prognostizierung der Reserven; die Aufgaben der Fischindustrie reichen vom Fang, über die Verarbeitung, den Transport bis zu Fragen des Großhandels, der Konservierung, der Lagerung, der Erneuerung der Fischbestände. 42 Prozent des gesamt-sowjetischen Fischfangs erbringt das von Wladiwostok aus geleitete Fischfang- und Fischverarbeitungskombinat „Dalryba" mit seinen 200 000 Beschäftigten, seinen 2500 Schiffen, seinen 200 Fischfabriken und einem Jahresertrag von 4,5 Millionen Tonnen.

Wir sprachen dort mit dem stellvertretenden Leiter Alexander Jakunin. Am bemerkenswertesten fanden wir, daß eine neue Branche an Ort und Stelle vorgesehen ist: der Maschinenbau.

Ja, denn neue Meeresprodukte erfordern neue Technologien. So sind wir in bestimmten Tiefen etwa 250 neuen Fischarten auf die Spur gekommen. Manche, der Mwrolikus zum Beispiel, ist nur etwas größer als eine Streichholzschachtel. Er dient uns als Grundlage der sehr schmackhaften „Soße Ferner Osten". An Ort und Stelle weiß man am besten, für welchen Fisch welche Verarbeitungstechnologie entwickelt und gebaut werden muß. Außerdem: Bis jetzt ist der Mechanisierungsgrad am Ufer – also bei der Fischverarbeitung – nur halb so groß wie auf den Schiffen. Das muß sich ganz schnell ändern. Wir denken auch an gemeinsame Verarbeitungsbetriebe mit unseren asiatischen Nachbarländern. Bei Mintai – einem sehr vielseitig zu verarbeitenden Fisch – planen wir einen gemeinsamen Betrieb mit der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik.

Der Hering durfte einige Jahre nicht gefangen werden…

Der Ochotsker Hering stand seit 1976 unter strengem Schutz. Erst jetzt, 1987, haben sich die Bestände so erhöht, daß der industrielle Fischfang wieder möglich ist. Jetzt müssen wir streng darüber wachen, daß eine solche Situation nicht beim Thunfisch eintritt. Mit dem Lebensmittelprogramm ist der Ferne Osten auch aufgerufen, die Bevölkerung mit Eiweiß zu versorgen. Das werden nicht nur Fisch-

---

Im Fischhafen wird gefrorener und gesalzener Fisch von Transport-Kühlschiffen zur Weiterreise auf Eisenbahnwaggons umgeladen. Ziel ist es, schnellere Schiffe einzusetzen, die End- und Beladezeiten zu verkürzen.

produkte sein, da bietet sich zum Beispiel auch Krill an, der vitaminreiche Meereskohl, neue Meeresprodukte überhaupt.

Neue Meeresprodukte: In Wladiwostok gibt es die Fischkaufhalle „Ozean". Wir glaubten, uns hier in ein Fischparadies verirrt zu haben: geräucherter Lachs, Krabben, Tintenfisch, Muscheln, Ölsardinen, Thunfisch, alles (außer Dorschleber und Kaviar), was ein Fisch liebender Magen begehrt... Von Dr. Igor Nikiforow, dem Leiter des Wissenschaftlichen Instituts für Fischwirtschaft und Ozeanographie, erfuhren wir interessante Einzelheiten über einzelne Meeresprodukte. So diente der Kalmar, der Tintenfisch (Vitamin C, B, B_{12}), der hier frisch und in Konserven angeboten wird, noch in den sechziger Jahren nur als Köder für das Fischen von Dorschen. Inzwischen ist er – unterzogen mit Mayonnaise eine wahre Delikatesse – außerhalb Wladiwostoks schon Mangelware. Gerade lief in Chabarowsk das erste serienmäßig gebaute Fang- und Verarbeitungsschiff für Kalmare vom Stapel. – Noch bis Anfang der achtziger Jahre zählte der Mintai überhaupt nicht zu den Nahrungsmitteln, aus ihm wurde Futtermehl und Dünger für die Landwirtschaft hergestellt. Mintairücken, Mintaikaviar, Mintaikonserven fehlen hier in keinem Einkaufskorb. – Bei Krabben, frisch und konserviert, kann man heute getrost davon ausgehen, daß nur Krabbenmänner verkauft werden, denn die Krabbenfrauen werden – wegen des Nachwuchses – ins Meer zurückgeworfen. – In der Fischkaufhalle „Ozean" steht ein Probiertischchen. Den Wladiwostokern sind beide darauf angebotenen Produkte längst vertraut, den meisten Besuchern jedoch noch meist unbekannt. Auch ich koste das erste Mal Meereskohl, hier zu deftigem Salat verarbeitet. Er sieht ähnlich aus wie Sauerkraut und schmeckt wie geraspelte Delikateßgurken. Meereskohl enthält Magnesium, Phosphor, Eisen, Kupfer, Zink, Jod, Kobalt, Brom, Mangan und die Vitamine A, B, B_1, B_2, B_{12} und C, D, ist also gesund und – schmeckt, was ich nicht von der Fischwurst sagen kann. Dem Aussehen einer Salami ähnlich, riecht sie so stark „fischig", daß es mich nach der Probierscheibe nicht nach weiteren Eßtaten gelüstete. Doch andere Länder, andere Geschmäcker: Die Rezeptur für diese Wurst ist bereits in die Vereinigten Staaten von Amerika verkauft.

Anatoli Sergejewitsch, wir sind nicht die ersten und werden nicht die letzten Ausländer sein, die schon mal einen neugierigen Blick in Ihre geschlossene Stadt werfen...

Nein, da die Forderung einer exportorientierten Entwicklung der fernöstlichen Wirtschaft steht, muß der Küsten- und Grenzhandel belebt werden, müssen wir moderne Formen der Wirtschaftskooperation mit anderen Ländern entwickeln.

Im Fernöstlichen Wissenschaftlichen Zentrum der Akademie der Wissenschaften der UdSSR berichtete uns Dr. Boris Korotkin von verschiedenen Kooperationsverträgen mit der Sozialistischen Republik Vietnam, der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, mit Peru, Japan, Singapur, Neuseeland, den USA und Kanada. Er sagte uns auch, daß eine sowjetisch-amerikanische Gesellschaft USA-Trawler und UdSSR-Versorgungs- und Verarbeitungsschiffe gemeinsam nutzt...

Ja, andererseits sind wir aber auch an Importen aus unseren Nachbarländern interessiert. So fand im Mai dieses Jahres eine Ausstellung in Wladiwostok statt, an der sich 33 japanische Firmen mit 2500 Exponaten beteiligten: mit Investitionsgütern, Werkzeugmaschinen, Computertechnik, Konsumgütern. Damit will sich unser unmittelbares Nachbarland an unserem fernöstlichen Komplexprogramm beteiligen. Seit Beendigung des Bürgerkrieges 1922 hatte Wladiwostok nicht mehr so viele Japaner gesehen. Übrigens, die Sozialistische Republik Vietnam, die Volksrepublik China und die Koreanische Demokratische Volksrepublik sind auch sehr daran interessiert, ihre Kinder in unser Pionierlager „Ozean" an der Ussuri-Bucht zu schicken. Noch ist jedoch ein umfangreicher Auslandstourismus Zukunftsmusik.

Umfangreicher Auslandstourismus: Noch könne Wladiwostok, so Bürgermeister Golowisin, in den Sommermonaten Juli und August, wenn die Wassertemperatur des Meeres bei 23 bis 25 Grad liegt, nicht einmal die Anforderungen des einheimischen Tourismus befriedigen. Doch noch in diesem Jahr wird ein neuer Touristenkomplex übergeben, bis 1990 sind weitere Sanatorien und Heime sowie Hotelneubauten (mit japanischer Baubeteiligung) geplant. In seiner Rede anläßlich der Verleihung des zweiten Lenin-Ordens an die Stadt Wladiwostok sagte Michail Gorbatschow: „Man könnte übrigens im Laufe der Zeit die Frage der Freigabe Wladiwostoks für den Besuch von Ausländern lösen. Wenn es wirklich gelingt, die Situation im Pazifikraum zum Besseren zu wenden, könnte Wladiwostok zu einem der größten internationalen Zentren, zu einem Brennpunkt der Kultur und des Handels, zu einer Stadt der Festivals, Sporttreffen, Kongresse und wissenschaftlichen Symposien werden... Mögen dann, um mit unserem großen Dichter Puschkin zu sprechen, ‚nahen alle Flaggen uns zu Gast'." Wladiwostoks Verantwortliche nannten mir eine Reihe von Aufgaben, die jetzt zu lösen sind: Die Arbeitsproduktivität sei noch zu gering, zuviel Handarbeit sei im Spiele, die Schichtarbeit sei nicht überall durchgesetzt, die wirtschaftliche Rechnungsführung nicht in allen Betrieben eingeführt. Viktor Miskow, Leiter der Fernöstlichen Seereederei, zu deren Bestand vier Werften und zehn Häfen längs der Küste bis zur Arktis gehören, äußert sich uns gegenüber so: „Seit Januar 1987 steht der Reederei mehr Geld für soziale Belange zur Verfügung als im vergleichbaren Zeitraum von 1986. Obwohl wir mit der wirtschaftlichen Rechnungsführung noch wenig Erfahrung haben, zeigt sich doch schon, daß der Mensch, wenn es um ‚sein' Geld geht, mehr Verantwortung zeigt, sich nicht das Denken abnehmen läßt, mehr Initiative entwickelt, selbst Vorschläge macht, um Mängeln abzuhelfen." Und Bürgermeister Anatoli Golowisin läßt unsere Begegnung mit den Worten ausklingen: „Wir mußten – fern von Moskau – schon immer das meiste an Ort und Stelle selbst entscheiden. Da fällt es uns leichter, mit einem Mehr an Verantwortung fertig zu werden."

*** In unserem nächsten Beitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" berichten wir über das Gebiet Sachalin, in dem als angestammte Bevölkerung die Niwchen und die Oroken leben.**

Brüssel im Blick

Vom 80 Meter hohen Turm der Sankt-Bavo-Kathedrale, der Ostflanderns Metropole Gent überragt, erklangen Motive aus Beethovens „Neunter". Das Glockenspiel zur Mittagsstunde war eine bemerkenswerte Geste der Stadtväter. Sie wurde einem Staatsgast Belgiens zuteil, dessen dreitägiger Besuch zwischen Maas und Schelde starke Resonanz hatte.

Einer der Gründe dafür war wohl die Achtung, die Erich Honecker als höchster Repräsentant der DDR den Werken und Werten der Weltkultur bezeugte, an denen das Land – Brüssel wie Gent und Lüttich – so reich ist. Es war vor allem aber auch die Ehrerbietung, die er den Opfern des belgischen Volkes zollte: den Opfern des Giftgaseinsatzes, den der imperialistische deutsche Generalstab während des ersten Weltkrieges am Ypernbogen befohlen hatte. Und jenen, die knapp zweieinhalb Jahrzehnte danach unter der faschistischen Okkupation gemordet wurden.

Die vordringlichste Mission des Gastes von König Baudouin I. wurde von der belgischen Öffentlichkeit besonders vermerkt und gewürdigt: Es gilt, den teuer erstrittenen Frieden bewahren zu helfen und die Abrüstung zu beginnen. Über weltanschauliche und politische Positionen hinweg muß Verständigung und Zusammenarbeit gefördert werden. Dem maß auch der Monarch beim Gala-Diner für Erich Honecker im königlichen Schloß höchsten Stellenwert bei: Frieden entstehe durch Vertrauen, im Dialog, und wenn die Nationen ihre Beziehungen entwickeln und vertiefen.

Diesem Geist entsprachen die offiziellen Gespräche von Brüssel. Erich Honecker und Premierminister Wilfried Martens, Persönlichkeiten beider Länder, die am Verhandlungstisch die gedeihliche Kooperation DDR–Belgien in breiter Palette besprachen, konstatierten ergebnisreich: Die bilateralen Beziehungen entwickeln sich konti-

Erich Honecker auf dem Weg ins historische Brüsseler Rathaus am Grand Place

Der Staatsgast aus der DDR und das belgische Königspaar auf Schloß Laeken

Begegnung mit dem belgischen Regierungschef in der Residenz

nuierlich und haben ein beachtliches Niveau erreicht – politisch, ökonomisch, kulturell, wissenschaftlich. So fand diese Übereinstimmung Eingang in das langfristige Programm wirtschaftlicher und industriell-technischer Zusammenarbeit.

Neue günstige Bedingungen für die Zukunft wurden geschaffen, der nützliche Meinungsaustausch, der politische Dialog wird fortgesetzt. So haben es die Staatsoberhäupter beider Länder verabredet, hat es Belgiens Regierungschef befürwortet, ist es beim Zusammentreffen Erich Honeckers mit den Präsidenten des Senats und der Abgeordnetenkammer bestätigt worden. Die Parlamente der DDR und des Königreichs werden schon bald ihre freundschaftlichen Verbindungen stärken. So ist der Besuch in Belgien ein Beitrag, das europäische Haus sicherer zu machen.

Günter Stechow

Fotos: ZB/Fieguth (3), Franke

● Wörtlich

Die doppelte Null-Lösung ist kein Zugeständnis des Westens an den Osten, sondern ein Beitrag zu Sicherheit und Stabilität zwischen West und Ost. Sie liegt zuallererst im Interesse der Deutschen in beiden deutschen Staaten.

Hans-Dietrich Genscher, Außenminister der BRD

● Zitiert

In den USA ist die Zahl der Arbeitsplätze mit lediglich Mindestlöhnen seit 1981 um 2,7 Millionen gestiegen. Früher oder später wird ein fallender Lebensstandard auch zu politischem Dynamit.

„International Herald Tribune"

● Kurz berichtet

Im Trockendock der Schiffswerft von Constanţa entsteht gegenwärtig das bislang größte in Rumänien auf Kiel gelegte Schiff: ein Erzfrachter von 165 000 tdw.

Unter Beteiligung ausländischer Spezialisten begann in Moçambique eine großangelegte Kampagne gegen die tropische Malaria. Diese Krankheit ist direkte oder indirekte Ursache von 40 Prozent der Todesfälle bei Kindern unter sieben Jahren.

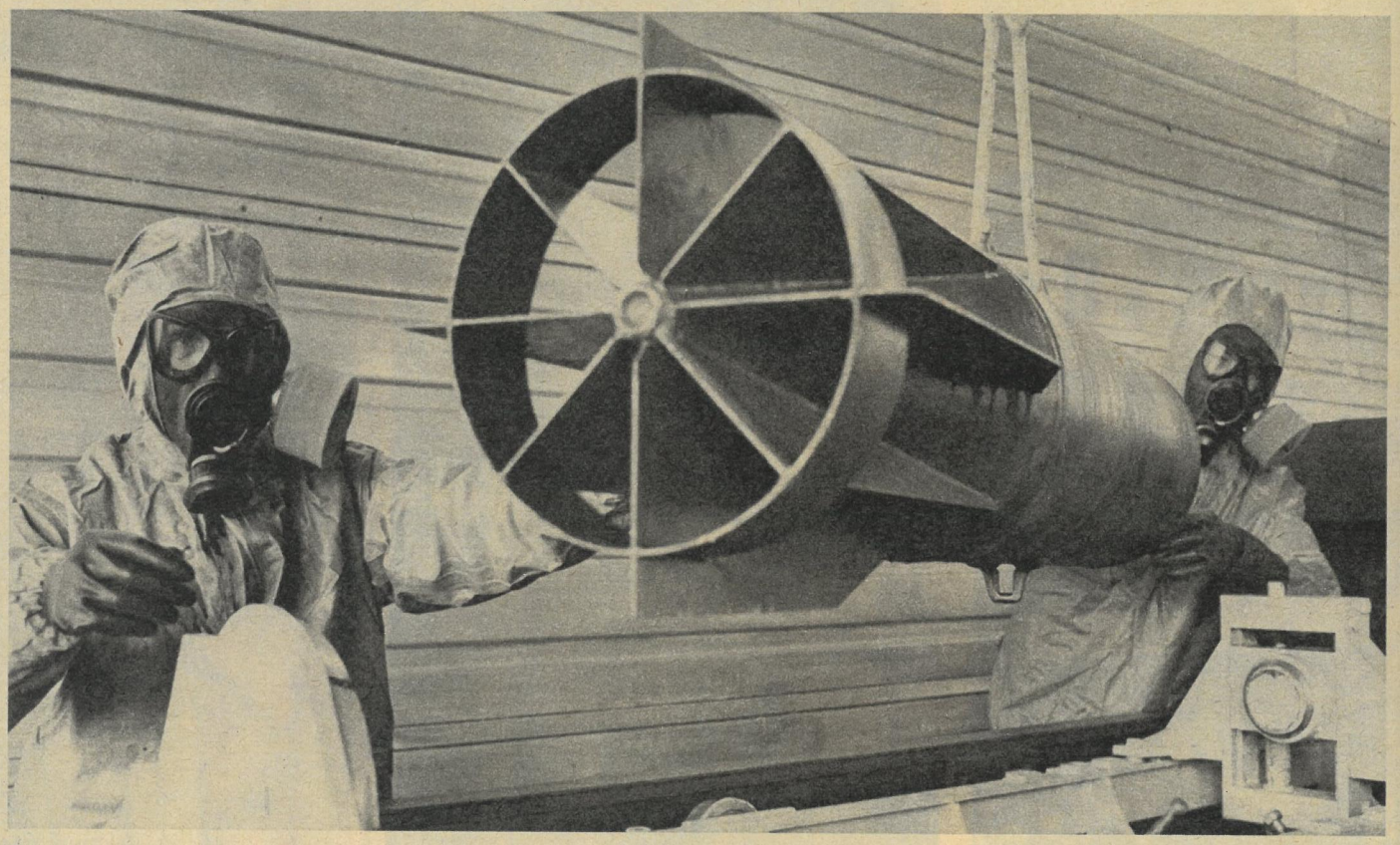
Rund 8000 Jahre alt ist eine Eichenwurzel, die slowakische Arbeiter beim Bau des hydroenergetischen Komplexes Gabcikovo-Nagymaros an der Donau ausgruben. Das Alter wurde durch eine mit Computerhilfe vorgenommene Untersuchung des Holzes bestimmt.

Bei Biersekt handelt es sich um ein neues Erzeugnis aus dem ungarischen Weinkombinat Hungarovin. Das Getränk zeichnet sich durch geringen Alkoholgehalt aus und vereint in sich die geschmacklichen Vorzüge von Sekt und Bier.

Auf dem Ba-Dinh-Platz in Hanoi, auf dem am 2. September 1945 Ho Chi Minh die Unabhängigkeitserklärung verlas und die Gründung des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates in Südostasien proklamierte, wird ein Zentrales Ho-Chi-Minh-Museum entstehen.

Der Hafen Police bei Szczecin wird gegenwärtig zum vierten Hochseehafen Polens ausgebaut. Bereits 1989 sollen hier die ersten Schiffe abgefertigt werden. Die Erweiterung des Hafens wurde durch die steigende Produktion des dort ansässigen Chemiekombinates notwendig.

„Iwo" heißt der neueste Bewohner des Warnaer Delphinariums. Fischer hatten ihn in ihren Netzen gefunden.



Als Augenzeuge in Schichany

Keine 15 Meter von uns entfernt wird die 250-kg-Fliegerbombe vom Zünder befreit und geöffnet. 49 kg hochgiftiges Sarin werden aus ihr heraus- und in den Reaktor „Neutral" hineingepumpt. Bei 120 °C wird das Gift chemisch neutralisiert. Die Männer an der auf LKW montierten Anlage tragen Schutzanzüge. Die Diplomaten und Militärexperten aus 45 Teilnehmer- und Beobachtungsländern der Genfer Abrüstungskonferenz und auch wir – 20 ausländische Journalisten – haben Masken auf und sind zusätzlich durch eine Glasscheibe geschützt. Das beruhigt etwas, denn seit dem Vortage wissen wir nur allzu gut um die Wirkung dieser Waffen. Da hatten uns sowjetische Offiziere alle 19 existierenden Muster chemischer Munition der Sowjetarmee demonstriert, von der kleinen Handgranate bis zum drei Meter hohen Gefechtskopf für taktische Raketen. Vor allem die Militärfachleute können sich davon überzeugen, daß die Sowjetunion keine chemische Waffe besitzt, die es in anderen Ländern nicht auch gibt. Sie sind nicht gefährlicher als die anderer Staaten, aber auch nicht harmloser… Wenn es auch um eine Demonstration im kleinen ging, so sind wir hier in Schichany Zeugen eines wichtigen Ereignisses im Abrüstungsprozeß: Bei den Mittelstrecken- und operativ-taktischen nuklearen Raketen ist eine reale Reduzierung, eine Nullösung zum Greifen nahe. Nun will die Sowjetunion durch diese vertrauensbildende Maßnahme in dem Militärobjekt an der Wolga die sich in der Abschlußphase befindlichen Arbeiten an der künftigen C-Waffen-Konvention beschleunigen. Es verhandelt sich nun einmal leichter, wenn alle Beteiligten wissen, worüber man spricht und wie streng man Kontrollmaßnahmen anlegen sollte. Jetzt hat ein Partner, die UdSSR, die Karten auf den Tisch gelegt. „Der Fakt, daß das gesamte Spektrum der C-Waffen gezeigt wurde, gibt uns eine solide Basis für die Verhandlungen", sagt dann auch der Vertreter Schwedens, gleichzeitig Vorsitzender des Komitees für chemische Waffen der Genfer Abrüstungskonferenz, gegenüber FREIE WELT. „Wichtig ist, daß das Material von Schichany nun in die Verhandlungen übernommen wird." DDR-Gesandter Dr. Walter Krutzsch spricht die Hoffnung aus, daß nach diesem Akt des guten Willens und angesichts der sich entwikkelnden guten Verhandlungs-Atmosphäre die USA auf die geplante Produktion von binären chemischen Waffen verzichten. „Unser Land will so schnell wie möglich zu einem Verbot aller chemischen Waffen kommen. Deshalb halten wir auch an dem gemeinsamen Vorschlag der DDR und der ČSSR fest, in Europa eine von chemischen Waffen freie Zone zu schaffen", betont er.

Klaus-Jürgen Fischer (Text)
Nabatow/Pushkarjow/ TASS (Fotos)

Maultrommel und Grünfinken

Auskünfte für FREIE WELT gab Nadeshda Korobkowa, Leiterin des Fundbüros der Moskauer Metro.

Was läßt der Moskauer in den U-Bahn-Wagen am liebsten liegen?

Das ist saisonbedingt. Im Sommer haben wir weniger Schlitten auf Lager, und im Winter registrieren wir so gut wie keine Badetaschen. In diesem Sommer hatten Regenschirme unbestritten den Spitzenplatz. Dichtauf gefolgt von Herrenaktentaschen. Wenn nicht alles trügt, verlieren die Damen weniger…

Welche Altersgruppe findet sich am häufigsten an Ihrem Schalter ein?

Eindeutig die „mittleren" Jahrgänge. Die Jugend hält – im Prinzip – ihre Recorder fest an sich gepreßt, und die Alten lassen auch seltener was liegen. Ich habe das Gefühl, daß es vor allem gestreßte Büromenschen sind, die unsere Wagen zwar mit dem Bewußtsein ihrer generellen Verantwortlichkeit, nicht selten jedoch ohne ihr Diplomatenköfferchen verlassen. An solche Verlierer kommen wir meist leicht heran, um sie über den Verbleib ihrer Tasche zu informieren, weil sich aus deren Inhalt oft Hinweise auf den Besitzer ergeben.

Gibt's Wochentage, an denen die meisten Funde abgeliefert werden?

Der Montag schält sich da heraus. Letzten Montag hatten wir 45 Protokolle. Das Fundwesen zählt ja zu den gesellschaftlichen Einrichtungen, die auf eine akribische Behandlung aller Ein- und Abgänge nicht verzichten können. Über jede eingelieferte Sache wird deshalb ein Protokoll geschrieben, auch über das Motorrad letztens…

Ist das etwa auch vergessen worden?

Eindeutig. Vor einer Metrostation, daher fällt es in unsere Zuständigkeit. Da es, wie die Überprüfung ergab, nicht als gestohlen gemeldet wurde, muß es wohl vergessen worden sein. Sein Eigentümer hat sich übrigens noch nicht gemeldet.

Wie lange bewahren Sie Fundsachen bei sich auf?

Exakt drei Monate. Danach kommen die Taxatoren und versehen alles noch Verwendbare mit seinem Preis, auf daß es dann im staatlichen An- und Verkauf noch einen Interessenten finde.

Neben dem Motorrad sehen wir hier einen Vergrößerungsapparat, ein Kinderdreirad, Batterien von Geldbörsen, Brillenfutteralen und vieles andere mehr. Welche Fundsachen wundern Sie am meisten?

Nach nun schon achtzehnjährigem Dienst am zeitweilig Herrenlosen sage ich: Mich wundert gar nichts mehr! Alles, was der Mensch an beweglicher Habe an sich hat oder mit sich führt, scheint er auch liegenlassen zu können. Wir hatten hier schon Grünfinken und Staubsauger, putzige Meerschweinchen, Maultrommel, Katzen und einsame Segel, Kinderwagen, höhere Geldbeträge und neuseeländische Armbanduhren, auch Väterchen-Frost-Kostüme. Die Zerstreutheit scheint die Schwester wachsenden sozialen Wohlbefindens zu sein. Gestern rief ein verzweifelter Ehemann an: Er hatte aus einem Modeatelier ein Kleid für seine Frau abgeholt und es in der Metro liegengelassen. Ohne das Kleid traue er sich nicht nach Hause. Ich kenne zwar seine Frau nicht, aber es klang glaubwürdig…

Haben Sie dem Manne helfen können?

Das Kleid wurde noch nicht abgegeben.

Gibt es etwas, was Sie sich für die Zukunft wünschen?

Ja, die Leute sollten mehr auf ihre Sachen achtgeben. Nicht wegen uns – wir sind ja nur Verwalter des Vergessenen. Jeder Verlust macht doch auch traurig und ist mit unnötiger Lauferei verbunden. Wir überlegen, was sich tun läßt, um hier ein Stück weiterzukommen. Bei der Bahn werden die Reisenden kurz vor der Haltestelle über Zugfunk ermahnt, nichts liegenzulassen. Das läßt sich bei unseren kurzen Stationsabständen nicht machen.

Haben Sie selbst schon einmal etwas verloren?

Noch nie.

Interview: Jürgen Geitner

Ein treffendes Synonym

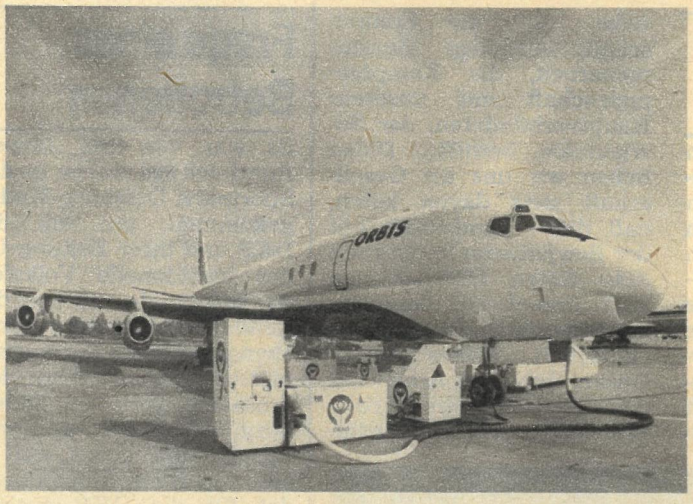
Marmorsaal des Zentralen Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin. So wie in jedem Jahr setzte auch in diesen Oktobertagen hier der DSF-Zentralvorstand eine gute Tradition fort: Er nahm die Ehrung der besten, aktivsten Mitglieder und Mitstreiter der Gesellschaft vor. Und nachgerade selbstverständlich schien, daß auch diesmal – am Vorabend des 70. Jahrestages des Roten Oktober – zahlreiche Bürger der Sowjetunion, mit und ohne Uniform, dazugehörten. An ihrer Spitze der UdSSR-Botschafter, Wjatscheslaw Kotschemassow, der aus der Hand von Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold entgegennahm (unser Foto). Dann wurden weitere 92 Persönlichkeiten und 10 Kollektive aus der DDR und der UdSSR geehrt: mit der DSF-Ehrennadel in Gold und Silber. Erich Mükkenberger hatte in seiner Festansprache unterstrichen, daß die heute sechs Millionen Mitglieder zählende Organisation besonders jenes Kapitel in der 38jährigen Geschichte unseres Landes mitgeschrieben habe, „das die Freundschaft, allseitige Zusammenarbeit, die Kampfgemeinschaft mit unserem Hauptverbündeten, der Sowjetunion, betrifft… Dabei ließen wir uns als Gesellschaft stets davon leiten, daß die Freundschaft mit der Sowjetunion bereits seit dem Roten Oktober von 1917 immer ein Anliegen der progressiven Kräfte des deutschen Volkes war… Unsere Arbeit ist Arbeit mit den Menschen, ist Mitwirken bei der aktiven Gestaltung der Freundschaft… Durch diese unsere Tätigkeit wurden für Millionen Menschen in unserem Lande die Worte ‚unsere Freunde' zu einem Synonym für die Partei Lenins und für das Land des Roten Oktober." In jener festlichen Stunde erhielten in Anerkennung hervorragender kulturpolitischer Leistungen bei der Vertiefung der Freundschaft sechs Persönlichkeiten und fünf Kollektive den Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Zu ihnen gehören das Folkloreensemble Suhl, der Keramikzirkel des Volkspolizeikreisamtes Bad Freienwalde, das Künstlerkollektiv des DEFA-Studios für Synchronisation. Weiterhin die Leiterin des Kinder- und Jugendensembles „Musik und Bewegung" am Haus der jungen Talente in Berlin Anni Sauer, der Gewandhauskapellmeister Generalmusikdirektor Professor Kurt Masur in Leipzig und der Intendant des Hans-Otto-Theaters in Potsdam Gero Hammer (auf unserem Foto im Gespräch mit Jutta Schneider, Mitglied des Präsidiums und Sekretär des DSF-Zentralvorstandes). Das renommierte, der sowjetischen Gegenwartsdramatik verpflichtete Theater bereitet jetzt, wie wir von seinem Intendanten erfuhren, die DDR-Erstaufführung von Boris Wassiljews Stück „Morgen war Krieg" vor.

Horst Goldschmidt

Frage eines Betroffenen

Es war vor drei Jahren. Rund 400 000 waren in den Sportpark Duisburg-Wedau gekommen, um mit der DKP und ihrer Zeitung UZ das traditionelle Volksfest zu feiern. In einem der Zelte fand eines der zahlreichen politischen Foren statt. Matthias Schachtschneider, Studiendirektor in Oldenburg, verurteilte, daß ihm Berufsverbot droht, weil er ein Stadtverordnetenmandat für die DKP ausübt: „Wann immer über Menschenrechte gesprochen wird, wann immer der Korb III der KSZE-Konferenz von Helsinki eingefordert wird, stehen die Berufsverbote in unserem Land unter Anklage." Ich habe seine Worte noch im Ohr, als seien sie erst gestern gesagt worden. Am Freitag, dem 25. September 1987, fällte ein Gericht in Oldenburg das Berufsverbotsurteil gegen ihn… Unmittelbar danach wandte er sich an seine Freunde: „Gehen wir hinaus, prangern wir das Urteil an, entlarven wir den Schein der Gerechtigkeit und des Rechts, nennen wir das Übel beim Namen." Die Berufsverbotspraxis in der Bundesrepublik entspricht nicht dem Grundgesetz. Und sie läßt Methode erkennen: Postbeamter Herbert Bastian, Marburg, zum Berufsverbot verurteilt, weil er sich weigerte, sein Abgeordnetenmandat für die DKP niederzulegen. Dr. Heike Flesner, Studienleiterin in der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg, wegen Wahrnehmung eines Ratsmandats für die DKP vom Berufsverbot bedroht. Ebenso Kunsterzieher Ulrich Foltz, Kaiserslautern, Mitglied der Deutschen Friedensunion. Ebenso Wolfgang Repp, Briefträger, Frankfurt, bereits vom Dienst suspendiert, weil er für die DKP kandidierte. Auch Uwe Schee, Zollbeamter, Hamburg, wurde wegen seiner Kandidatur für die DKP beurlaubt. Keiner von ihnen ist in Skandale verwickelt, keiner hat Verfassung und Gesetz zuwidergehandelt. So charakterisiert die Frage Matthias Schachtschneiders vor Gericht die Tendenz der Berufsverbote: „Ist es verfassungsfeindlich, wenn ich dafür bin, daß auch der Rat der Stadt Oldenburg unabhängig von weltanschaulichen Positionen der einzelnen Parteien als Parlament für Frieden, Abrüstung und Völkerverständigung wirkt?"

Werner Finkemeier



Ärzte hinterm Cockpit

Das Flugzeug am Rande des Moskauer Inlandflughafens Scheremetjewo-1 trägt ein ungewöhnliches Hoheitszeichen: ein stilisiertes Auge in Menschenhand. Die Passagiere: Berühmte Augenärzte aus den größten Zentren der Ophtalmologie in den USA, Belgien, Holland, Frankreich, Großbritannien, Japan und anderen Ländern. Ihr Auftrag: Mit „Orbis", der fliegenden Augenklinik, in Moskau an einem internationalen Seminar zur „Mikrochirurgie des Auges" teilzunehmen. Hier an Bord werden – gemeinsam mit sowjetischen Spezialisten – komplizierte Operationstechniken vorgeführt und zur Diskussion gestellt. Dr. Charles aus den USA hält im Konferenz-„Saal" des Flugzeuges einen Vortrag vor seinen sowjetischen Kollegen, die die Operationen verfolgen werden. Erster Patient ist Alexej Stawzew, ein Moskauer Arbeiter. Ihm soll eine künstliche Augenlinse eingesetzt werden. In einem abgeschirmten Raum legt das Ärzteteam sterile Kleidung an. Auch Gäste, Dolmetscher und Journalisten erhalten blaue Pantoffeln, Barette und weiße Anzüge. Wer nicht direkt dabeisein kann, beobachtet am Bildschirm im Nebenraum, wie der Amerikaner Dr. Dodik und sein sowjetischer Assistent, Dr. Piwowarow, die Operation beginnen. Als Zuschauer gekommen ist auch Professor Fjodorow, weltweit berühmt durch seine „Fließbandarbeit", mit der er jährlich etwa 25 000 Menschen von Kurzsichtigkeit oder grauem Star befreit (siehe FW 6/86). Aus seiner Klinik sind die Patienten, die für die heutigen Operationen ausgesucht wurden... Zur Aktion „Orbis" hört man Lobendes von ihm: „Diese fliegenden Kliniken mit hervorragenden Ärzten aus aller Welt an Bord können Hunderten von Kranken auf allen Kontinenten Hilfe bringen. Und sie können fortschrittliche Heilmethoden schnell verbreiten – eine der Hauptaufgaben unseres Jahrhunderts. ‚Orbis' ist eine erste Schwalbe dieses Programms." Die „Orbis"-Leute unterstreichen dies: Seit 1982 sind sie in 46 Ländern gewesen, in Moskau erfüllen sie ihre 71. Mission. Die Mannschaft wird – je nach Fall – ständig verändert. Auch die Einrichtung ist international. Prof. Fjodorow ist nicht nur gekommen, um die neue Nähtetechnik zu verfolgen, die die „Orbis"-Spezialisten gerade an Alexej Stawzews Auge demonstrieren. Er durchforstet die Räume, schaut in jeden Winkel, spricht seine Eindrücke in ein kleines Diktiergerät. Beschreibt Einrichtung, Kleidung, technische Konstruktionen. Ist er, der als Augenarzt und Forscher in den letzten Jahren so viel Aufsehen erregte und vor kurzem dafür mit dem Leninorden ausgezeichnet wurde, noch nie auf „Orbis"-Mission gewesen? „Ich wurde zwar bereits gefragt, habe aber immer wieder abgelehnt. Wenn, dann fliege ich mit einer Iljuschin!", meint er mit einem Lächeln. Einstweilen bleiben seine Ambitionen noch auf die Landstraße beschränkt, verfügt die sowjetische Augenheilkunde nur über einen Autobus, eine Spezialklinik auf Rädern. „In einer IL-86 wird jetzt eine fliegende Augenklinik eingerichtet", sagt der Professor, „mit noch größerer Leistungsfähigkeit als ‚Orbis'. Fünfzig Mann an Bord und einige hundert auf dem Flughafen können jeden Operationsgang zur gleichen Zeit verfolgen. Wir wollen ja nicht nur den Patienten helfen, sondern auch die Ärzte schulen. Im nächsten Sommer soll der ‚Augen-Airbus' seinen ersten Flug durch unser Land starten."

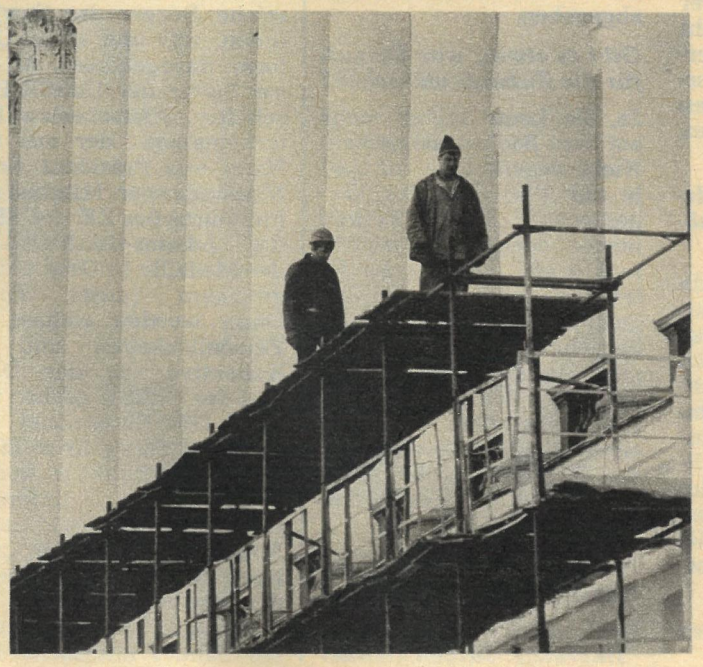
Gabriela Wehrmann

Der letzte Schliff

Wer sich bei Tanja, der Taxivermittlerin im Foyer des Hotels „Leningrad" nach Sehenswürdigkeiten ihrer Heimatstadt erkundigt, erhält von ihr den prompten Bescheid: „In Leningrad ist alles sehenswert!" Dann jedoch kommt präzisere Auskunft: Die Peter-Pauls-Festung. Oder der Newski-Prospekt. Oder der Smolny. Unbedingt aber der Schloßplatz mit dem Winterpalais.

In diesen Tagen fügt Tanja jedoch nach kurzer Besinnung meist hinzu: „Nein, warten Sie, ich glaube, dort wird gerade renoviert." Wie unsere Fotos zeigen. In der Tat sind Baugerüste, selbstfahrende Fassadenkräne, Maler- und Putzerbrigaden das derzeit Auffälligste in der Newastadt. Leningrad, die Wiege der Revolution, die Heldenstadt, schmückt sich zur 70. Feier des Großen Oktober. Die Vielgeliebte ist auch eine Vielbesuchte. Zwei Millionen Touristen sind der Jahresdurchschnitt, die Hälfte davon Ausländer. Für 1987 wird eine neue Rekordzahl erwartet. Mehr als 1000 Architekturdenkmäler stehen in dieser einzigartigen Stadt unter Denkmalschutz, darunter viele der 550 Brücken. Und nicht nur fürs Architektonisch-Historische rühren sich Bauarbeiterhände: Jährlich werden 200 000 Quadratmeter Wohnfläche generalrenoviert, was die Altbauten anlangt. Deren äußeres Gesicht wird weitgehend bewahrt, im Inneren wird moderner Komfort angestrebt. Und 45 000 Neubauwohnungen sollen jedes Jahr hinzukommen. In Leningrad ist alles sehenswert. Nicht nur in dieser Zeit, in der die Augen der Welt auf dem „Venedig des Nordens" ruhen.

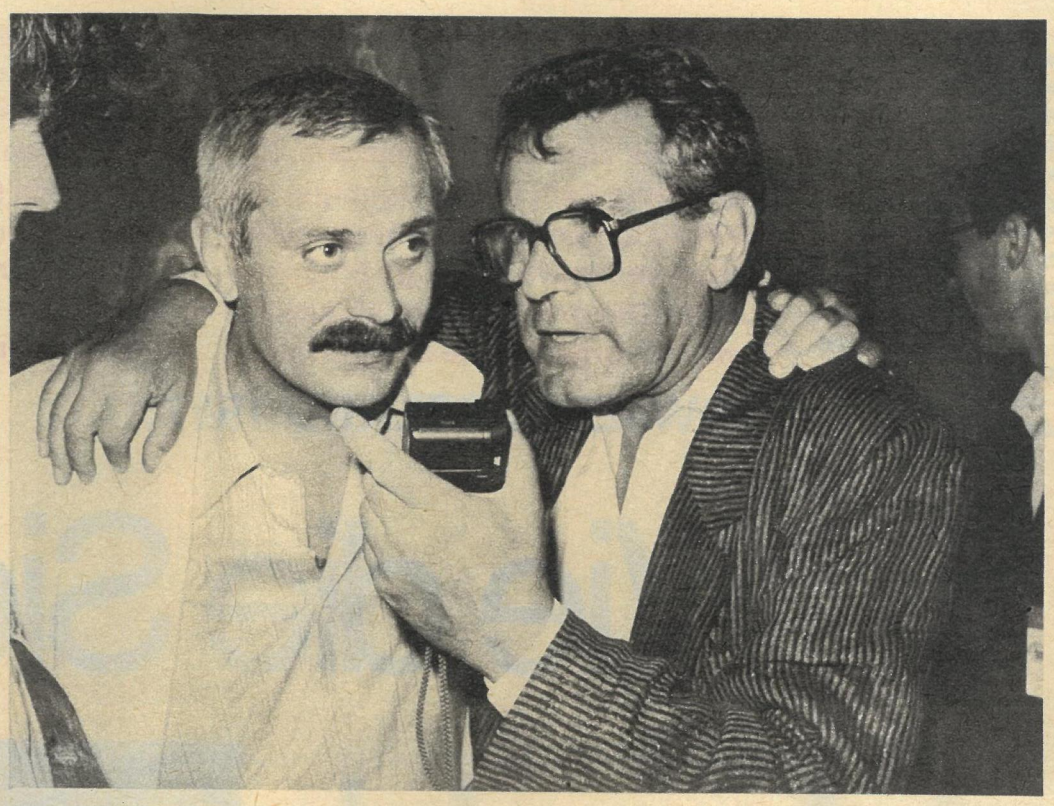
Jürgen Geitner



Zum Sturm bereit

„Die Streitkräfte sind zum Sturm bereit", läßt der Petrograder Sowjet am Abend des 23. Oktober (5. November) das Zentralkomitee der Bolschewiki wissen. Allein in der Newastadt kann sich die Revolution auf eine bewaffnete Streitmacht von 300 000 Arbeitern, Soldaten und Matrosen stützen. Lenin erwog ursprünglich, den Aufstand in Petrograd und Moskau gleichzeitig beginnen zu lassen, doch bestimmte Umstände überzeugten ihn, daß Petrograd den Anfang machen müsse. Der Verrat Kamenews und Sinowjews hat die Konterrevolution gewarnt, die nun Petrograd den Deutschen ausliefern will. Mit ihrer Hilfe soll die Revolution erstickt werden. Der Beschluß der Bolschewiki, ein Übergewicht an Kräften in Petrograd zu konzentrieren, dient also auch der Abwehr des Kriegsgegners. Kamenew und Sinowjew haben diese schlimme Situation für Petrograd herbeigeführt, nachdem sie in der menschewistischen Zeitung „Nowaja Shisn" ihre Differenzen mit dem Leninschen Kurs für den Aufstand darlegten. Die Konterrevolution entschloß sich, sofort zu handeln. Empört spricht Lenin von „Kopflosigkeit und Verängstigung", weil dieser Verrat aus dem Unglauben resultiert, daß die Bolschewiki die Mehrheit des Volkes hinter sich hat. Keine Revolution hat sich je zuvor vergewissert, ob sie fünfzig Prozent plus einer Stimme hinter sich habe, argumentiert Lenin. Das Volk macht die Revolution, ohne zuvor an die Wahlurne getreten zu sein. Lenins Anweisungen sind klar und präzis: 1. niemals mit dem Aufstand spielen; 2. ein bedeutendes Kräfteübergewicht an entscheidenden Orten und im entscheidenden Moment schaffen; 3. beim Aufstand Entschlossenheit zeigen und zur Offensive übergehen, denn Defensive ist der Tod der bewaffneten Erhebung; 4. den Feind überrumpeln; 5. um jeden Preis das „moralische Übergewicht" schaffen. Er konkretisiert für Petrograd: „... gleichzeitige, möglichst überraschende und schnelle Offensive auf Petrograd, unbedingt sowohl von außen wie von innen..." Und er fügt Dantons Worte hinzu: „Kühnheit, Kühnheit, abermals Kühnheit."

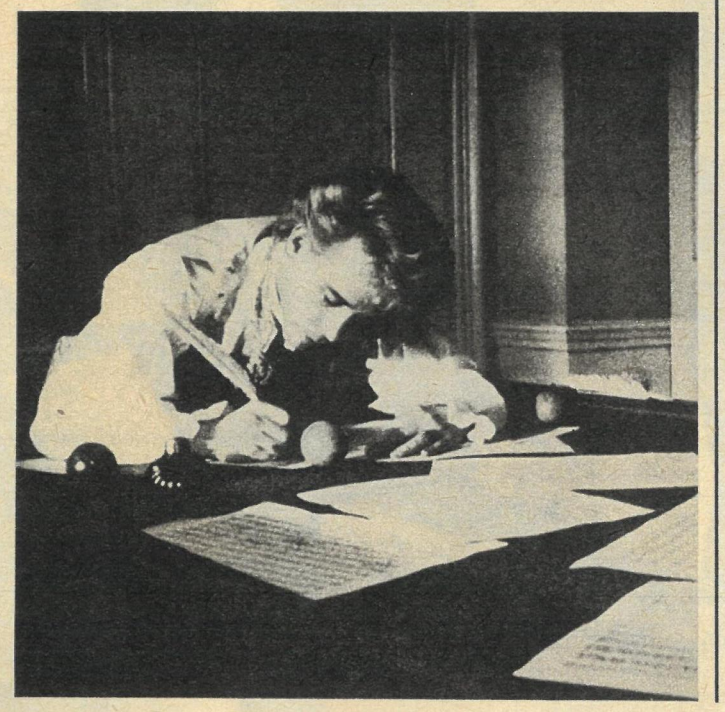
Hans Bergmann



Inkognito im Sportpalast...

Milos Forman gehörte zu den prominentesten Gästen des diesjährigen Moskauer Internationalen Filmfestivals, doch er machte sich rar. Da nutzte es auch nichts, die Nummer seines Zimmers im Labyrinth des riesigen Rossija-Hotels zu wissen. Regisseur Elem Klimow hatte gesagt: „Kommen Sie morgen in meine Küche, da können Sie Forman beim Kochen antreffen..." Das war scherzhaft gemeint; wenigstens seinen Geburtstag wollte der in diesen Wochen rund um die Uhr beschäftigte Sekretär des Verbandes sowjetischer Filmschaffender in privatem Freundeskreis feiern. Aber tags darauf wurde im Presseklub Milos Formans mit acht Oscars und als bester Film des Jahres 1985 ausgezeichneter „Amadeus" vorgeführt. Fast verlegen nahm sein Schöpfer (auf unserem Foto rechts zusammen mit dem sowjetischen Regisseur Nikita Michalkow) da die minutenlangen Ovationen entgegen, und freimütig, freundlich antwortete er auf Reporterfragen. Seine Moskauer Eindrücke: „Kein Festival der Welt kann ausschließlich Spitzenfilme zeigen, hier sah ich zwei, Fellinis ‚Das Interview' und Michalkows ‚Schwarze Augen' nach Motiven von Tschechows ‚Dame mit dem Hündchen'. Michalkow hat diesen Film eigens für Marcello Mastroianni geschrieben. Ich zähle ihn zu den Kunstwerken von internationalem Rang. Leider kenne ich insgesamt zu wenig sowjetische Filme, um über die Kinematographie des Landes urteilen zu können. Aber Publikum, wie ich es mir überall wünschen würde, fand ich im Sportpalast. Dort, inkognito unter 9000 Menschen, sah ich meinen Film ‚Einer flog über das Kuckucksnest', und noch nie erlebte ich Zuschauer, die so spontan und aufrichtig reagierten, jedes Detail registrierten, dafür sollte ich mich bei ihnen bedanken." Er hoffe, daß auch sein „Amadeus" (Foto unten: Tom Hulce in der Titelrolle) vom Publikum so angenommen werde, hier, wo jeder seinen Puschkin kennt, dessen Drama „Mozart und Salieri" Rimski-Korsakow später zu einer Oper anregte. Was war der Impuls, eine – wie Forman es nennt – Filmphantasie über Leben und Werk Mozarts zu machen? „Ich liebe literarische Vorlagen. Ich las Peter Shaffers Stück ‚Amadeus' und sah es in London im Theater. Glücklicherweise war Shaffer gleich bereit, mir das Drehbuch zu schreiben. Er ist ein idealer Autor, der nicht an seiner Bühnenfassung hängt, sondern an filmische Umsetzung denkt, auch was Mozarts geniale Musik angeht. Wir beide wollten Kunst und Kino! Neunzig Prozent der in den USA entstehenden Filme sind Ausschuß, aber zehn Prozent sind würdig, über die Leinwand zu laufen, zum Beispiel die von Woody Allen, seine Werke sind wirklich Kunst." Wird Milos Forman zum nächsten Festival mit einem neuen Film nach Moskau kommen? „Wenn ich bis dahin einen habe und eingeladen werde, komme ich gerne. Zur Zeit lese ich Szenarien, und da ist es ähnlich dem Rendezvous mit einer Frau – weiß man, ob man sich verliebt?"

Ursula Weil



● Gut gesagt

Jeder von uns trägt seinen Mount Everest in sich. Jedoch nur wenige besitzen genügend Entschlossenheit und Kraft, um seinen Gipfel zu erreichen.

Eva Wagnerova, Journalistin, Prag

● Am Rande

Das „Große Chinesische Wörterbuch" enthält 56 000 Schriftzeichen. In den Normalschulen werden etwa 3000 gelehrt; ein Hochschulstudium erfordert mindestens 6000. – Das kommt einem spanisch vor.

● Persönliches

Der bekannte Bildhauer Dimiter Kawrakow aus Sliwen besitzt eine der wertvollsten Münzsammlungen in Bulgarien. In über 50 Jahren trug er mehr als 2000 Exemplare dieser wohl kleinsten Kulturdenkmäler zusammen.

Der Schiffbauer Juri Rodionytschew aus dem Gebiet Iwanowo wurde auf der Heimfahrt mit dem Motorrad von einem riesigen Vogel angefallen. Er fesselte die Fänge des Tieres mit seinem Schal und stellte daheim fest, daß es sich um einen Seeadler mit einer Flügelspannweite von 2,5 m handelte, den er wenige Tage später wieder freiließ.

Aus Walnußschalen schuf der Dozent Andrey Konenko vom Bautechnikum Omsk mit Lupe und Pinzette winzige Modelle von historischen Bauwerken seiner Heimatstadt. Die genaue Kopie der St. Nikolai-Kathedrale z. B. findet auf einer Handfläche Platz.

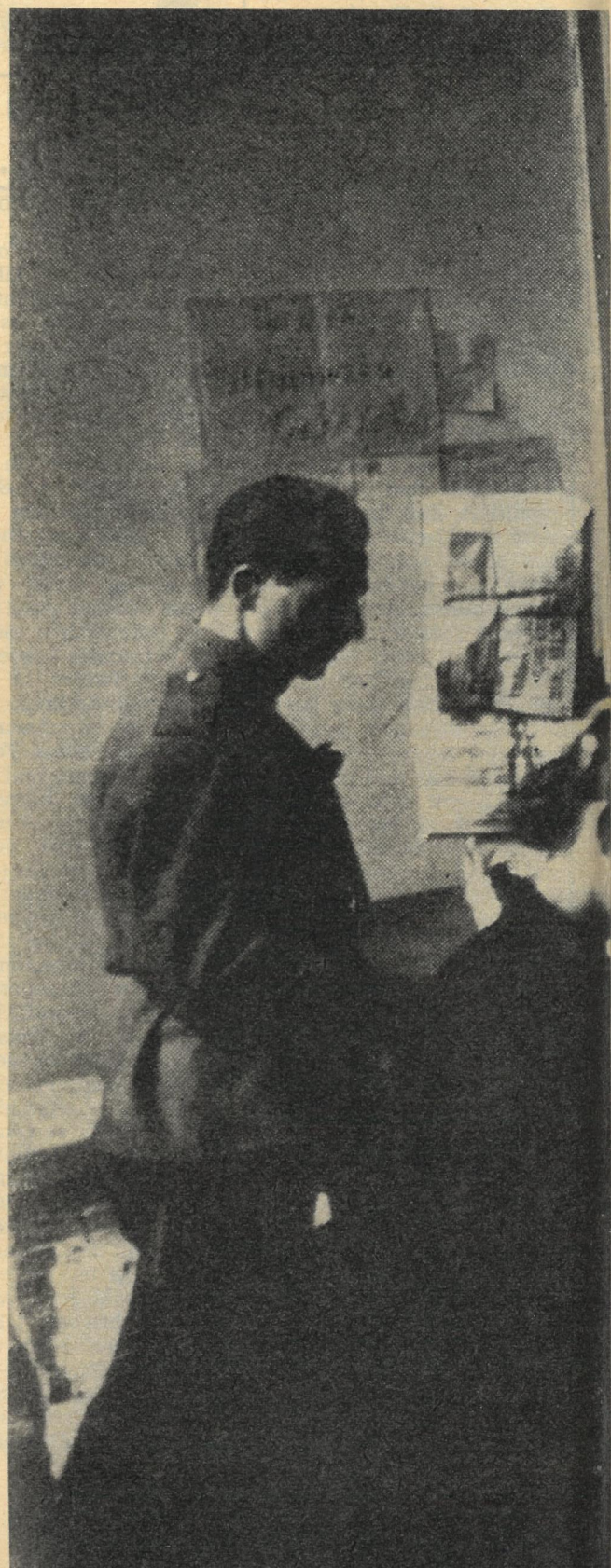
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb (5), D. Christel (2), A. Boizow, K. Erikson, Progreß-Filmverleih; Vignette: D. Schüler

SOWJETRUSSLAND 1917:

Wie die Sieger

Die Schüsse um das Winterpalais waren gerade verstummt, da lag schon die Liste der neuen Regierung vor, des Rates der Volkskommissare. Es blieb wenig Zeit, die Regierungskunst zu lernen, denn die kritische Situation verlangte sofortige Entscheidungen. Die revolutionäre Presse informierte, organisierte und machte Mut, das Regieren als allgemeine Angelegenheit des Volkes zu begreifen. Mit außergewöhnlichem organisatorischem Talent trug Wladimir Bontsch-Brujewitsch (im Foto neben Lenin) dazu bei, Hemmnisse aus dem Weg zu räumen und dem Rat der Volkskommissare die Regierungsgeschäfte zu ermöglichen.

14. (27.) Dezember 1917... Wladimir Bontsch-Brujewitsch dachte an alles: an die Betten und Verköstigung für achtundzwanzig Männer, auch an ein Frühstück, das Punkt acht im Smolny bereitstehen sollte. Erst dann ließ er die Aktion anlaufen: die Besetzung von achtundzwanzig Banken und die Verhaftung ihrer Direktoren. Bontsch-Brujewitsch sah keinen Anlaß für sonderliche Freundlichkeit, denn die Männer, die nun über dem Frühstück hockten, hatten Millionenbeträge der Konterrevolution zugeleitet und der Sowjetregierung jeden Rubel vorenthalten. Doch nun hielt Bontsch-Brujewitsch das Gesetz über die Nationalisierung der Banken in den Händen. Mit dieser wirkungsvollen Waffe ließ



sich besserer Druck als mit einem Revolver ausüben. Einige der Direktoren durften den Frühstückstisch verlassen, nachdem sie den Wunsch geäußert hatten, ihre Arbeit auch unter der Sowjetmacht fortzusetzen…

Das Kürzel „B.-Br." fand sich des öfteren in Lenins hastig hingeworfenen Notizen und Anweisungen, meist im Zusammenhang mit diffizilen Organisationsproblemen. Wladimir Bontsch-Brujewitsch hatte sein Organisationstalent bereits seit 1895, dem Jahr seines Beitritts in die Partei, unter Beweis gestellt: In der Emigration als Herausgeber revolutionärer Zeitungen und Broschüren und Organisator ihres illegalen Vertriebs nach Rußland; in der Revolution 1905/06 als Herausgeber bolschewistischer Literatur in Petersburg. Zu dieser Zeit ergriff sein älterer Bruder Michail dank wohlgeborener Herkunft die militärische Karriere im Zarenheer. Die beiden waren sich, obgleich in so konträren Lagern, nie entfremdet. 1917 bot der zaristische General der Revolution seine Dienste als Armeeorganisator an (FW 21/87). Von Organisation verstanden beide etwas. Eine volle Woche vor dem Oktobersturm wurde Wladimir von den Genossen des Petrograder Sowjets gebeten, schleunigst eine Zeitung herauszubringen, und schleunigst hieß: am nächsten Tag. Keine vierundzwanzig Stunden später hielten die Petrograder die Zeitung „Rabotschi i Soldat" in den Händen, ein wichtiges propagandistisches Bindeglied zwischen dem Zentralkomitee und den Arbeitern. Im Oktober stand er als Kommandant des Smolny-Taurischen Rayons in den vorderen Reihen des Kampfes.

Von den Schwierigkeiten, mit dem Regieren zu beginnen

In der Nacht zum 26. Oktober (8. November) saß das Zentralkomitee im Zimmer 36 des Smolny um einen schlecht beleuchteten Tisch. „Wir wählten die führenden Männer des erneuerten Rußlands", erinnerte sich Anatoli Lunatscharski, Kommissar für Volksbildung. „Mir schien, daß die Wahl oft sehr zufällig war, und ich befürch-

regieren lernten

Ein Beitrag von Hans Bergmann

Wie die Sieger regieren lernten

tete immer wieder, es bestünde ein zu großes Mißverhältnis zwischen den gigantischen Aufgaben und den zu wählenden Leuten, die ich gut kannte und die mir für dieses oder jenes Spezialgebiet nicht genügend vorbereitet zu sein schienen.“ Exil, Verbannung, Kerker hatte sie alle geprägt, doch nicht zur Regierungskunst erzogen. Die Befürchtungen teilte Lunatscharski mit anderen, die gleich ihm auch an der eigenen Fähigkeit zweifelten, von heut auf morgen einen Staat zu leiten.

Tatsächlich zeigten einige Mitglieder des Zentralkomitees und der Regierung schon nach wenigen Tagen die mangelnde Eignung, Macht auszuüben. Dieses Unvermögen war nicht so sehr fachlicher Unfähigkeit geschuldet als vielmehr politischer Blindheit. Den Streik des konterrevolutionär durchsetzten Exekutivkomitees des Eisenbahnerverbandes nahmen die Kräfte um Kamenew und Sinowjew zum Anlaß, der bolschewistischen Regierung vorzuhalten, das Volk nur im geringen Maße zu vertreten. So begriffen sie nicht, daß verschiedene Komitees, die noch immer im Namen der Massen agierten, abgewirtschaftete Häuflein waren, die keinen anderen als nur sich selbst repräsentierten. Der kurz darauf erfolgte Rausschmiß des Komitees durch die Eisenbahnergewerkschaft bewies das. In dieser Situation – der Streik unterband den Transport revolutionärer Truppen zur Front – war das bereitwillige Einschwenken auf Forderungen, der „wahren Demokratie“ und der Regierung aller „Sozialisten“, gemeint waren die Menschewiki und Sozialrevolutionäre, zum Siege zu verhelfen, ein Verrat an der Revolution.

„Der Zweite Gesamtrussiche Sowjetkongreß hat der Partei der Bolschewiki die Mehrheit gebracht. Nur eine von dieser Partei gebildete Regierung ist deshalb eine Sowjetregierung“, lautete Lenins bündige Antwort. Zudem hatten die linken Sozialrevolutionäre sich geweigert, der Regierung beizutreten, als sie dazu aufgefordert waren.

Neben diesem wohl schwersten Konflikt jener Wochen, der am 8. (21.) November beigelegt war, traten Probleme auf, die das Regieren keineswegs erleichterten. Auch diese resultierten nicht aus Unfähigkeit, sondern daraus, daß die Volkskommissare entweder ihre Tätigkeit noch gar nicht aufgenommen hatten oder sich in der verzweifelten Situation befanden, nur über einen Mitarbeiter zu verfügen: über sich selbst.

In diesen Tagen wohnte Lenin bei Wladimir Bontsch-Brujewitsch, der auch über dessen Sicherheit wachte. Der Hausherr spürte Lenins Unruhe, weil die umhergetriebenen Kommissare – die Ministerien waren entleert und die Beamten übten Obstruktion – noch immer nicht zu einer wirkungsvoll arbeitenden Zentralregierung zusammengefaßt waren.

Um den 12./13. November, erinnerte sich Bontsch-Brujewitsch, wandte sich Lenin an ihn: „Übernehmen Sie den ganzen Verwaltungsapparat. Es muß ein starker Verwaltungsapparat für die Geschäfte des Rates der Volkskommissare geschaffen werden, denn zweifellos werden in den ersten Tagen und wohl noch für längere Zeit von allen Seiten alle möglichen Angelegenheiten an unsere Geschäftsstelle herangetragen werden. Nehmen Sie das alles in Ihre Hände und halten Sie ständig mit mir unmittelbaren Kontakt, denn wahrscheinlich wird vieles unverzüglich entschieden werden müssen, sogar ohne Bericht an den Rat der Volkskommissare oder ohne mit einzelnen Volkskommissariaten in Verbindung zu treten.“ Bontsch-Brujewitsch sah sich plötzlich in der Rolle eines Mannes, dem immense Machtbefugnisse in die Hand gelegt waren.

Von den Schwierigkeiten, der Macht Nachdruck zu verleihen

Bontsch-Brujewitsch durchstreifte den Smolny nach geeigneten Räumen: einem Arbeitsraum für Lenin und anliegender Wohnung und einem Tagungsraum für die Volkskommissare, in dem sie vorerst ihre Geschäfte wahrnehmen sollten, bis die Ministerien ihre Arbeit aufgenommen hatten. Ihr unstetes Leben sollte ein Ende finden.

Als diese Geschäftsstelle eröffnet war, schleppte der gerade ernannte Volkskommissar für Finanzen, Menshinski, sogleich ein Sofa in den Raum, brachte noch die Kraft auf, den Zettel anzuheften: „Kommissariat für Finanzen“, dann schlief er sofort ein. Lenin lachte auf, als Bontsch-Brujewitsch ihm den neuen Mieter vorstellte. Mit Blick auf den Schlafenden meinte er, es sei gut, die Arbeit damit zu beginnen, indem man Kräfte sammelt. Auf ähnliche Weise hatte kurz zuvor das Kommissariat für Auswärtiges unter Trotzki ein Eckchen im Saal reserviert, denn die ausländischen Botschafter und Attachés rannten im Smolny die Türen ein. Die Dekrete, insbesondere das Dekret über den Frieden, stürzten sie in Verwirrung und Ratlosigkeit.Sie hatten nun eine Anlauf-, Klage- und Beschwerdeecke.

Kräfte hatte Menshinski bitter nötig. Ihm oblag es, die Seele des Gegners aufzustöbern, die – wie in einem russischen Märchen erzählt wird – außerhalb des Leibes, in einer verborgenen Kiste die Unsterblichkeit des Herz- und Seelenlosen vor jedem Zugriff sichert. Die Bolschewiki beherzigten die Lehren der Geschichte: Die Pariser Kommune versagte es sich 1871, die Banken zu besetzen, ins Seelengeheimnis des Kapitalismus einzudringen… Die Banken in Besitz nehmen war das eine, aus ihren verborgenen Winkeln Kapital und Wertpapiere ans Tageslicht zu fördern das andere. „Der Volkskommissar für Finanzen, Genosse Menshinski, vermochte die Bank durch keinerlei Maßregeln, auch nicht durch die Verhaftung des Direktors der Staatsbank, Schipow, zu zwingen, der Regierung die für die Revolution erforderlichen Mittel herauszugeben“, erinnerte sich Nikolai Gorbunow, Mitarbeiter Bontsch-Brujewitschs.

Eine Revolution lebt nicht vom Siegeswillen allein, sondern auch von Brot, Kanonen, Medikamenten usw. Alles mußte bezahlt sein. Lenin übergab Gorbunow eine Order, unter Umgehung aller Regeln und Formalitäten von der Staatsbank zehn Millionen Rubel einzufordern. „Kommen Sie nicht ohne das Geld zurück“, waren seine Worte auf den Weg.

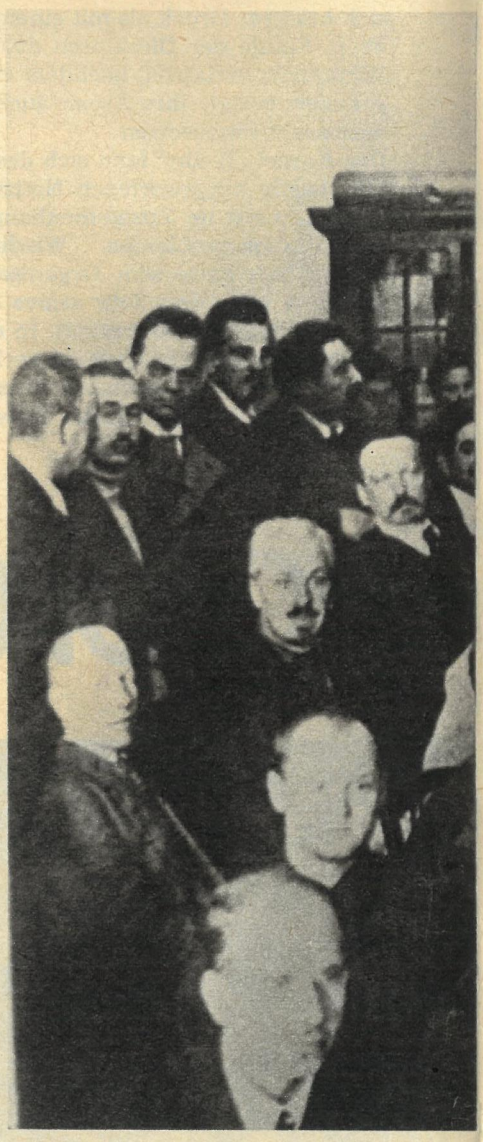
„Nachdem ich den Auftrag von Lenin erhalten hatte, fuhr ich zusammen mit Genossen Ossinski (Regierungskommissar – d. Red.) im Auto zur Staatsbank… Wir stützten uns auf die unteren Angestellten und die Kuriere, die auf unserer Seite standen, drohten auch mit der Roten Garde, die die Bank angeblich bereits umstellt hatte. So konnten wir trotz aller Kunststückchen, die die höheren Beamten anzettelten – sie schlugen zum Beispiel blinden Alarm – in den Kassenraum der Bank gelangen und den Kassierer zwingen, die geforderte Summe auszuzahlen.“ Die erste sowjetische Staatskasse – zwei Säcke mit Geld – wurde in einem Raum des Smolny, in einem Kleiderschrank, deponiert und rund um die Uhr bewacht. „So wurde der Anfang gemacht mit unserem ersten sowjetischen Staatshaushalt.“ Soweit Gorbunow.

Von den Schwierigkeiten, ein Ministerium zu erobern

Etwas Seltsames geschah in jenen Tagen. Die Volkskommissare, zwischen Fronteinsätzen und Agitationen bis zum Umfallen erschöpft, nutzten die knappe Zeit, ihre Dienststellen aufzusuchen, und fanden entweder leere Säle vor oder stießen auf stumme Beamte, denen die neue Staatsmacht nichts bedeutete. Wie abgekoppelte Wagen rollten die alten Institutionen dahin, indes die Lokomotive längst eine andere Richtung eingeschlagen hatte.

„Fahren Sie gleich los und übernehmen Sie das Ministerium für Staatliche Fürsorge. Das duldet keinen Aufschub“, wies Lenin die soeben ernannte Kommissarin Alexandra Kollontai an. Vor einem stattlichen Portier endete der erste Tag ihrer Mission. Er baute sich vor ihr auf und verwehrte ihr den Zutritt. Doch Kollontais Arbeit begann eigentlich schon, bevor sie auch nur einen Schritt in ihr Ministerium setzen konnte. Ein Bauer, „mit langem Pelz, Bastschuhen und Bart“, stand am Morgen des nächsten Tages vor ihrer Wohnungstür. Er komme vom „Oberbolschewiken Lenin“, ließ er verlauten und wedelte mit einem Zettel umher. Kollontai erkannte Lenins Handschrift. „Zahlen Sie ihm aus den Geldern der Staatlichen Fürsorge so viel, wie ihm für ein Pferd zusteht“. Dem Bauern war noch unter dem Zaren ein Pferd requiriert worden mit dem Versprechen, es zu bezahlen. Nichts geschah; der Bauer durchstreifte zwei Monate Petrograd. Die Beamten der Provisorischen Regierung schickten ihn von Pontius zu Pilatus. Dann hieß es plötzlich, die Bolschewiki führen den Staat. So lernte das Bäuerlein Lenin kennen und stand schließlich vor Kollontai. Diese erklärte, daß sie zahlen werde, sobald sie das Ministerium in der Hand halte, denn die Gelder lägen vermutlich in den Tresoren. Der Bauer wich keinen Schritt von ihren Fersen, bis dieser neue Sturm auf ein Palais beendet war.

Alexandra Kollontai sammelte die unteren technischen Angestellten um sich und überwand mit ihnen den finster blickenden Portier. „Wir stiegen die Treppen hinauf, während uns auch schon ein Menschenstrom entgegenkam – Beamte, Tippfräulein, Buchhalter, Vorsteher. Sie liefen, rannten, ohne sich auch nur nach uns umzusehen. Wir die Treppen hinauf, sie hinunter. Die Sabotage der Beamten hatte begonnen.“ Wo waren die Schlüssel



Fotos: Archiv

Die neue Regierung Sowjetrußlands stellt sich der Öffentlichkeit

zu den Tresoren? Hämisches Grinsen und Achselzucken seitens der angesprochenen Beamten. Drohungen und schließliche Verhaftung einiger leitender Angestellten halfen: Die Schlüssel fanden sich an.

Befriedigt steckte das Bäuerlein die Scheine ein und trollte sich. Ihm widerfuhr Gerechtigkeit: Des Zaren Schulden löste eine sozialistische Regierung ein… Nun jedoch begannen die eigentlichen Sorgen. Kriegsversehrte, Waisen, Witwen, Arbeits- und Obdachlose, vom Unwetter betroffene Bauern, Vorsteher von Findelhäusern und Kliniken usw. drängten in die Räume, bettelten, forderten und drohten, die neue Ordnung in Leid und Tränen zu ersticken. Die Kommissarin trat das Erbe einer Welt an, die millionenfaches Kriegselend hinterließ.

Es galt nun, dem zerborstenen Land zu geben, dessen es am nötigsten bedurfte: Brot und Arbeitsmittel, um das Herz, die Wirtschaft, wieder zum Schlagen zu bringen.

Von den Schwierigkeiten, das Regieren zu erlernen

Für die Bourgeoisie hieß es: Arbeitende Ministerien sind ein Stück Konsolidierung. Das darf nie geschehen, und sie proklamierte den Generalstreik aller beamteten Seelen, die geschlossen den Ministerien fernblieben. Die Regierung verfügte, daß jede weitere Arbeitsverweigerung die Stellungen und die Pensionsansprüche kosten würde. Doch nicht genug damit. „Zu gleicher Zeit wurden aus den eigenen Reihen neue Kräfte angeworben. Männer in Arbeitskitteln und Overalls besetzten die verödeten Büros. Soldaten schwitzten über Geschäftsbüchern und Listen, die Zunge trocken von der ungewohnten geistigen Arbeit. Große Matrosen tippten mühselig mit einem Finger auf der Schreibmaschine. Arbeiter stöpselten im Telefonamt ungelenk die Verbindungen ein und aus, während die Teilnehmer fluchten und sie per Draht beschimpften. Diese neuen Angestellten waren erbärmlich schwerfällig und langsam, aber es war ihnen ernst mit der Arbeit, und sie gewannen von Tag zu Tag an Geschicklichkeit“, schilderte der getreue amerikanische Revolutionsenthusiast Albert R. Williams die Situation dieser Tage. Der Streik brach zusammen. Die vom Bürgertum viel belächelten Lenin-Worte von der Köchin, die das Regieren erlernen wird, fand man nun gar nicht mehr komisch, denn die Köchin war im Begriff, das Regieren zu erlernen…

Geld ist ein Lebensblut, doch vorerst pulste es durch die Adern der Konterrevolution. Millionen Rubel stellten die Banken dem bourgeoisen Streik zur Verfügung, über fünfzig Millionen flossen konterrevolutionären Komitees und Vereinigungen zu. Dann, von den Massen lang ersehnt, betrat Bontsch-Brujewitsch die Geldinstitute und lenkte den lebenspendenden Strom in die richtige Richtung.

Die Konterrevolution zeigte Phantasie, wenn es darum ging, Verbündete für ihr schmutziges Werk zu finden. Sie fand einen im Alkohol: Brandweinkeller wurden geöffnet, die Flaschen an plündernden, wild um sich schießenden Mob verteilt. Mit Schadenfreude beobachteten die Geber das um sich greifende Chaos, in dem Elemente das Wort führten, die sich als die eigentlichen revolutionären Kader ausgaben und denen Uhren und Geld in fremde Taschen als Relikte bürgerlicher Verkommenheit galten. Die Bolschewiki antworteten auf ihre Art: Schlagartig besetzten maschinengewehrbewaffnete Soldaten alle Keller – auch den des Winterpalais, in dem alter Wein im Werte von drei Millionen Rubel lagerte – und verschossen alle Patronengurte, bis die letzte Flasche zerbarst. Kurzzeitig hatte die Newa eine neue, aromatisch duftende Quelle.

Sabotage und Diversionsakte nahmen zu, Verschwörungen und Waffenlager wurden entdeckt. Alles deutete darauf hin, daß die Kräfte der Konterrevolution sich zu einem Zentrum zu einen begannen. „Zur gleichen Zeit verstärkten sich die Aggressionsabsichten der ehemaligen Verbündeten des zaristischen Rußlands – die Front der Feinde der Arbeiterklasse außerhalb und im Lande selbst zeichnete sich klar ab. In dieser Situation war es dringend geboten zu handeln“, schrieb Wladimir Bontsch-Brujewitsch Jahre später. Er sammelte Material und fügte Mosaik zu Mosaik, zusammen ergaben sie ein beunruhigendes Bild. „Und eines Tages, es war Anfang Dezember 1917, als ich dem Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare von einer Reihe ernsthafter konterrevolutionärer Ausschreitungen berichtete, verdüsterte sich Lenins Miene, er stand auf, ging nervös im Arbeitszimmer auf und ab und rief aus: ‚Sollte denn bei uns kein Fouqier-Tinville* zu finden sein, der diese zunehmende Konterrevolution bändigt?‘“ Der Fouqier-Tinville der proletarischen Revolution fand sich in Feliks Dzierżyński.

Die Regierung der Arbeiter und Bauern eroberte in sichtlich steigendem Tempo die Städte. Die Konterrevolution wich in die Provinzen aus, in die die Revolution noch nicht gedrungen war oder für die das Vaterland noch Epauletten trug und die Köchin bei Strafe ihres Todes noch nicht regieren durfte…

„Diese bolschewistische Regierung ist gleichzeitig die verwegenste und unerfahrenste regierende Körperschaft der Welt“, schrieb der amerikanische Romancier Herbert Wells, ein Mann von erstaunlicher Phantasie. In seinen Romanen stießen die Menschen in den Weltraum vor, doch Lenin war ihm ein „Träumer“, weil ihm dessen Weitsicht in die sozialistische Zukunft unfaßlich schien. Verwegen war die neue russische Regierung in der Tat und natürlich auch unerfahren, doch keineswegs in „völliger Unwissenheit“ befangen, wie Wells weiter ausführte. Unwissend kann nur die Regierung sein, die nicht mit dem Wissensschatz des Volkes regiert.

Jahre später schrieb Anatoli Lunatscharski: „Natürlich war vieles in der ersten Zeit armselig und zaghaft, doch waren das zugleich Tage von einer kolossalen schöpferischen Spannweite.“ Auch Lunatscharski mußte wie alle anderen Kommissare sein Ministerium erst einmal „erobern“. Doch das technische Personal, das sich im offenen Klassenkampf zur Hierarchie befand, lernte regieren…

In den Smolny-Räumen, in denen Bontsch-Brujewitsch waltete, traf sich nun regelmäßig der Rat der Volkskommissare. Aus der „unerfahrensten regierenden Körperschaft“ wurde eine Kraft, die das Antlitz der Erde unwiederbringlich veränderte und auch heute verändert.

*Fouquier-Tinville (1746–1795) leitete als Öffentlicher Ankläger unter der Jacobinerherrschaft in Frankreich die Prozesse gegen die Feinde der Revolution.

FREIE WELT

Depeschen '88

Neue Routen

Über eine Million Reisen ins sozialistische Ausland bietet das Reisebüro der DDR 1988 an, davon 270 000 in die Sowjetunion. Von diesen ist jede dritte eine Sommerreise. Hier hat sich das Angebot leicht verbessert (2000 Reisen mehr als 1987). Neu in der Palette sind die Routen Leningrad–Odessa–Moskau (Februar bis November) und Leningrad–Murmansk–Moskau (April bis September). Nowgorod mit seinen architektonischen Denkmalen des 11. bis 14. Jahrhunderts und Tschernowzy (mit Ausflug ins Karpatengebirge) bereichern das Angebot an Städtereisen im europäischen Teil.

Urlaub hier und dort

In 17 europäische Städte der Sowjetunion läßt es sich im Sommer '88 „auf die schnelle" reisen. Um 8000 Plätze konnte das Reisebüro sein Angebot an Städtekurzreisen (eine Woche per Flugzeug) gegenüber dem Vorjahr erhöhen. Eine Gelegenheit, den Urlaub zu teilen: Trubel in Moskau oder Leningrad oder Kiew und anderswo – anschließend Ruhe und Entspannung daheim...

Schiff ahoi!

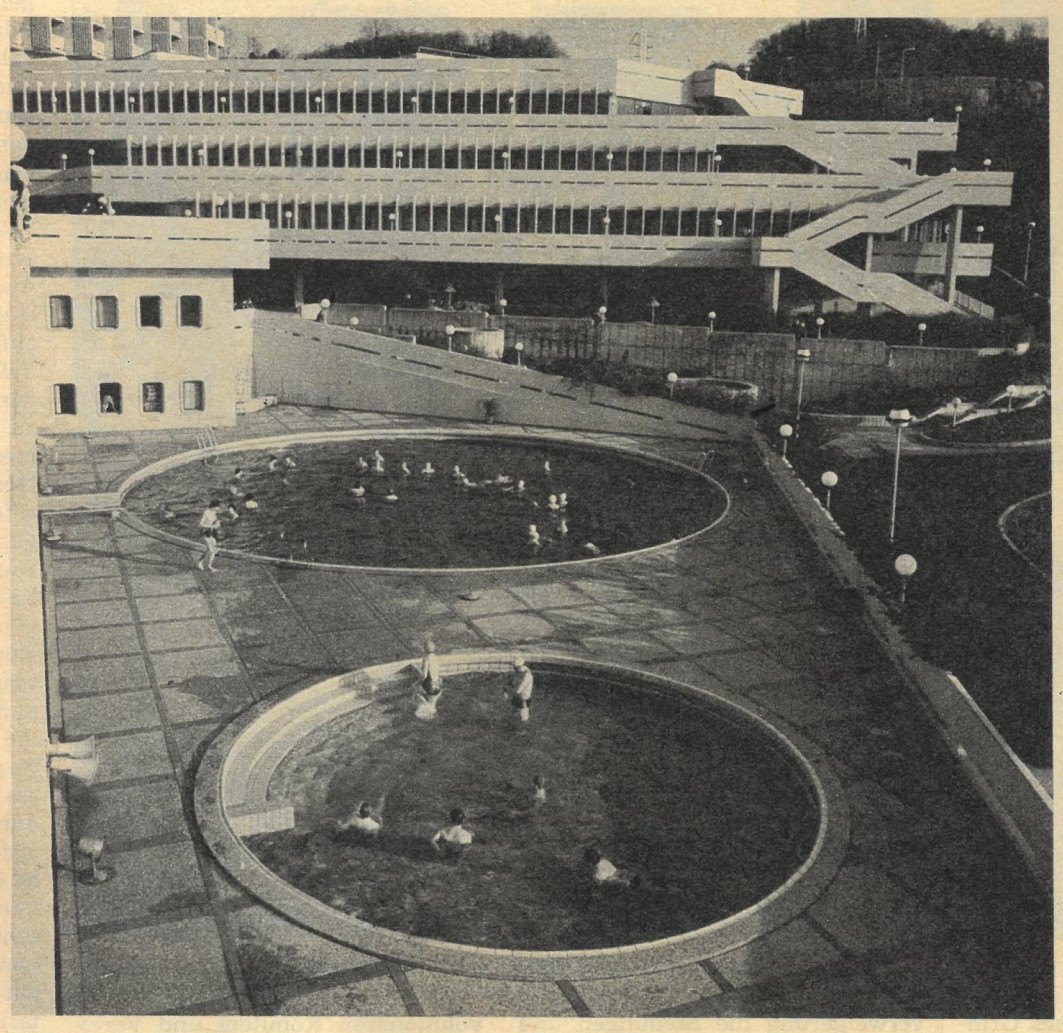
Von Mai bis September heißt es auf der Ostsee „Schiff ahoi!". Die Passagierschiffe „Jermolowa" und „Kalinin" laufen Leningrad, Riga und Gdynia (VR Polen) an. Auch 3-Länder-Kurzfahrten bietet das Reisebüro wieder an, solange der Vorrat reicht. Die Routen der MS „Suslow" berühren vom 2. Mai bis 29. Juni sowjetische, rumänische und bulgarische Häfen. Um die Weihnachtszeit sticht der attraktive Schwarzmeer-Kreuzer „Schewtschenko" (690 Passagiere) in See. Diese Tour ist kombiniert mit einem 7-Tage-Aufenthalt in Jalta.

Umrubeln

„Kascheljok" heißt die Geldbörse auf Russisch. Jeder Tourist, der in die Sowjetunion reist, kann sich sein Portemonnaie in beliebiger Höhe mit Rubeln füllen, d. h. 60 in bar, darüber hinaus in Schecks.

Sieben Städte im Fluge

Viel sehen, viel erleben – bei Ferien im Jet-Tempo: das ist Urlaub für aktive, „mobile" Leute, die sich erholen möchten, ohne ferienfaul auf der „Bärenhaut" zu liegen. Und: Es ist ein doppeltes Vergnügen für Freunde des Fliegens – hinweg über wechselnde Landschaften der UdSSR. Vier, fünf, auch sechs Städte auf einer der rund hundert Mehr-Städte-Touristik-Touren kennenzulernen, ist längst nichts Außergewöhnliches. Aber – gleich sieben auf einen Streich? Es gibt, so entdeckten wir für Sie im Reisebüro-Angebot, sogar einige solcher Städte-Reisen (Mai bis Oktober). Und nun schnallen Sie sich in Gedanken schon mal an – zu Flügen nach und Aufenthalten in:



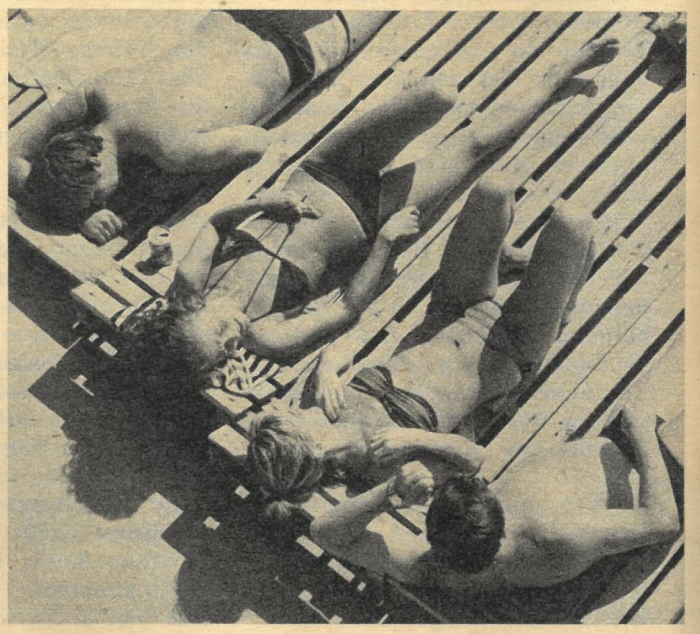
- Moskau–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Sewan–Jerewan–Kiew;
- Leningrad–Jerewan–Sewan–Tbilissi–Ordshonikidse–Pjatigorsk–Kiew;
- Moskau–Mineralny Wody–Pjatigorsk–Naltschik–Ordshonikidse–Telawi–Tbilissi;

- Leningrad–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi–Jerewan–Kiew;
- Leningrad–Jerewan–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku–Kiew;
- Moskau–Mineralny Wody-Pjatigorsk–Ordshonikidse–Mineralny Wody–Leningrad.

Reisedauer: zwischen 12 und 16 Tagen. Kosten (ohne Taschengeld) um 2000 Mark.

Kaukasus: Meer & Berge

Das Wasser des Schwarzen Meeres – des „Gastlichen Meeres" (Pontus euxinus), wie es die Römer nannten – beginnt sich im Mai zu erwärmen. Wen's jedoch bei vergleichsweise „normalen" Frühsommer-Ostseetemperaturen noch fröstelt, der braucht in Sotschi, dem '88er Hauptreiseziel für DDR-Meeresurlauber, aufs ersehnte Badevergnügen keineswegs zu verzichten. Denn „Meeresbäder" gibt es auch an Land – zum Beispiel im Hotel „Dagomys", dem derzeit modernsten Reisehotel der UdSSR (Bild oben). Ins Ferienzentrum zu Füßen der bizarren Bergkulisse des Kaukasus führt für Sommergäste aus der DDR eine Vielzahl unterschiedlicher Reisen: als Erholungsreisen ans Meer sowie kombiniert zu Städten und in die Berge. Bei den variierten Reisen liegen Kiew, Charkow und Krasnodar sozusagen am Wege, sind Baku, Tbilissi oder Jerewan attraktive Zwischenstationen – vor oder nach dem zumeist einwöchigen Urlaub an Strand und Meereswogen. In diese – höchst erholungseffektive – Kombination sind, wie in allen Saisons zuvor, wiederum die Kaukasus-Kurorte Kislowodsk, Pjatigorsk und Passanauri einbezogen (siehe: Reiseliste, rechts außen). Es ist, sagen wir mal, Urlaub mit Badehose und Wanderschuh! Und welche reizvollen Ziele in den Bergen des Kaukasus allüberall zu „erwandern" sind (Bild links: Wasserfall im Bsybeik-Cañon), darüber lohnte es wahrhaftig ein ganzes dickes Buch zu schreiben...



Fotos: V. Billeb, D. Christel, APN/N. Bondarjew, TASS/W. Waitjenko; Machatscheck (Archiv); Texte: Helmuth Hinnergk/Volker Hempel

Heraldische Visitenkarten

Susdal

Der Falke symbolisierte in der alten Rus Tapferkeit, Schnelligkeit, auch Klugheit. Mehrere Lehnsfürsten, vor allem in den nördlichen Gebieten des alten Rußland, führten die Figur des Falkners zu Pferd beziehungsweise des Falken im Siegel oder Wappen. Dies gilt auch für das altehrwürdige Susdal, die Stadt am Kamenka-Fluß. Susdal, 1024 erstmals urkundlich erwähnt, ist eine der ältesten russischen Städte und mit seinem Ensemble von mehr als fünfzig, überwiegend jahrhundertealten, sorgsam restaurierten Baudenkmalen eines der bemerkenswertesten Zentren altrussischer Baukunst. Im 12. Jahrhundert Hauptstadt des Fürstentums Rostow-Susdal, danach Residenz der Susdaler Fürsten, kam die Stadt 1392 an Moskau und war bis 1798 zugleich erzbischöflicher Sitz. Aus jener Zeit stammt auch das Wappen der heutigen Rayonstadt im Gebiet Wladimir. Die Krone erinnert daran, daß Susdal Teilfürstentum von Rang war.

Heinz Machatscheck

Übrigens: Susdal ist, ganzjährig, ein beliebtes Reiseziel auf drei der etwa vierzig Städtekurzreise-Routen für DDR-Touristen.

Kirchenbau im Susdaler Freilichtmuseum für Holzbaukunst und bäuerliches Leben.

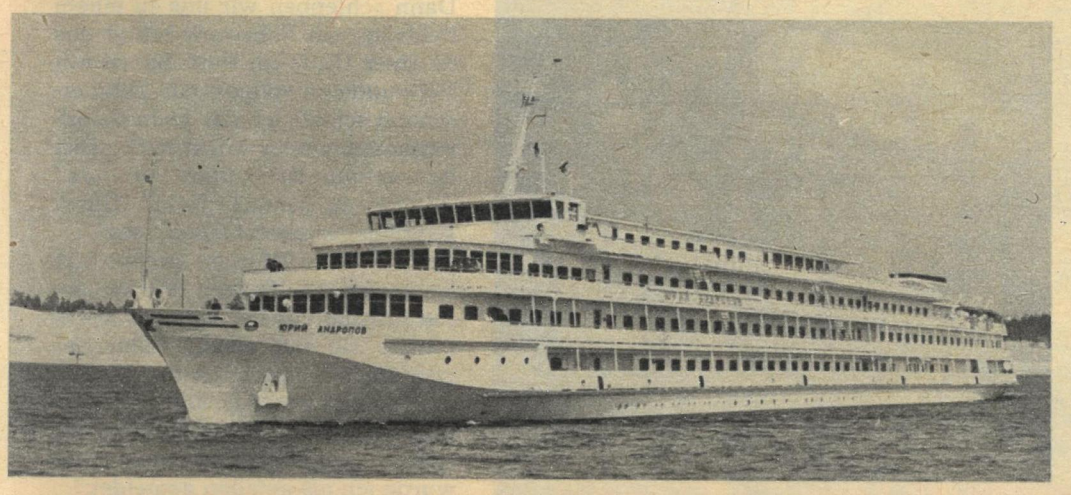
Reisebüro

will schneller antworten

Reisen beginnen mit ihrer Planung: wohin, wann, wie lange... Reichlich 1 Million muß das Reisebüro der DDR „unter einen Hut" bringen. Mittels Großrechner. Er vergleicht die Bestellungen der Kunden (Annahme der Vormerkkarten vom 2. bis 16. November!) mit dem Gesamtangebot. Stimmen Bestellung und Angebot überein, kommt Freude ins Haus. Andernfalls... Bisher war es üblich, zuerst die guten Nachrichten zu verbreiten. Kunden, die eine Absage erhielten (und dann natürlich von neuem planen müssen), wurden erst in der zweiten Runde benachrichtigt. Ihnen soll nun als ersten, ab 28. Dezember, Antwort gegeben werden.

Sechs Schiffe in Fahrt

„Heut' geht es an Bord..." können kommenden Sommers 11 700 DDR-Schiffspassagiere sagen, wenn sie über die Gangways von UdSSR-Flußfahrgastschiffen steigen. Freilich ziehen es das gute „Mütterchen Wolga" und der achtbare „Vater Dnepr" fürs nächste vor, sich die Eisdecke überzustreifen, um darunter Winterschlaf zu halten. Wie sie ruhen sich auch die Ausflugs- und Urlauberschiffe aus, die in ihren Heimat- oder Winterhäfen bis zum späten Frühjahr die Leinen festgemacht haben. Indessen gibt es für ihre Besatzungen – auch während der „Winterruhe" – alle Hände voll zu tun. „Schiff klarmachen!" ist die Parole bis zum Beginn der neuen Saison. Dann geht es wieder, voll ausgebucht mit jeweils rund 300 Urlaubern, stromab und stromauf: zwischen Kiew und Odessa auf dem Dnepr sowie Kasan und Rostow/Don via Wolga und Don – oder umgekehrt. Vier Wolga- und zwei Dnepr-Liner, Schiffe mit Komfort und Kapazität wie die „Juri Andropow" (unser Bild), nehmen dann wieder DDR-Urlauber an Bord, um sie über die malerischen Ströme zu tragen – und mit ihnen in Zwischenhäfen zu Landgängen anzulegen. Romantisch, erlebnisreich – und obendrein äußerst erholsam – ist solcher Urlaub: auf dem Wasser, unter der Sonne...



Aus der Offerte des Reisebüros der DDR:

Reiseziel	Unterk. H/S	Kat	Tage	Monat	B/F	Preis in Mark ab
● Erholungsreisen						
Sotschi/Zentrum	H	I	15	V–VIII X	F	2000,–
Sotschi/Zentrum	H	I	15	V–X	F	1700,–
Sotschi/Dagomys	H	I	15	V–X	F	2050,–
Sotschi/Dagomys	H	de luxe	8	X	F	1500,–
Sotschi/Dagomys	H	I	15	V–X	F	2050,–
Sotschi/Dagomys	H	de luxe	15	V, X	F	2300,–
Leningrad–Dünen–Leningrad	H	Tour.	15	VI–VIII	F	1460,–
Leningrad–Tallinn–Leningrad	H	I	15	V–IX	F	1880,–
● Flußschiffsreisen						
Auf der Wolga mit MS „A. Puschkin"						
Kasan–Rostow/Don	S	je nach Kabine	10	V, VI	F	2200,–
Rostow/Don–Kasan						
Auf der Wolga mit MS „M. Gorki"						
Kasan–Rostow/Don	S	je nach Kabine	10	V, VI	F	2200,–
Rostow/Don–Kasan						
Auf der Wolga mit MS „K. Simonow"						
Kasan–Rostow/Don	S	je nach Kabine	10	V, VI	F	2250,–
Rostow/Don–Kasan						
Auf der Wolga mit MS „L. Soboljew"						
Kasan–Rostow/Don	S	je nach Kabine	10	IX	F	2250,–
Rostow/Don–Kasan						
Auf dem Dnepr mit MS „A. Gluschkow"						
Kiew–Odessa	S	je nach Kabine	9	V, VI	F	1900,–
Odessa–Kiew				VIII–X		
Auf dem Dnepr mit MS „A. Watschenko"						
Kiew–Odessa	S	je nach Kabine	9	VII–IX	F	1900,–
Odessa–Kiew						
● Kombinierte Reisen						
Erholungsreisen in Gebirgsorte – Erholungsreisen in Küstenorte/Schwarzmeerküste						
Kislowodsk–Sotschi/Zentrum und umgekehrt	H	I	17	V–X	F	1930,–
Pjatigorsk–Sotschi/Dagomys	H	I	15	V–X	F	1900,–
Passanauri–Sotschi/Zentrum	H	I	15	V–X	F	1900,–
Erholungsreisen in Küstenorte/Schwarzmeerküste – Städterundreisen						
Sotschi/Zentrum–Rostow/Don–Moskau	H	I	11	V–X	F	1650,–
Moskau–Charkow–Sotschi/Zentrum und umgekehrt	H	I	11	V–X	F	1560,–
Kiew–Charkow–Saporoshje–Sotschi/Zentrum	H	I	15	V–X	F	1800,–
Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Kiew	H	I	15	V–X	F	1800,–
Sotschi/Zentrum–Krasnodar–Moskau	H	I	12	V–X	F	1600,–
Sotschi/Zentrum–Krasnodar–Rostow/Don–Kiew	H	I	13	V–X	F	1700,–
Kiew–Charkow–Sotschi/Zentrum und umgekehrt	H	I	11	V–X	F	1500,–
Moskau–Baku–Tbilissi–Sotschi/Zentrum	H	I	16	V–X	F	2100,–
Jerewan–Tbilissi–Ordshonikidse–Pjatigorsk–Sotschi/Dagomys	H	I	16	V–X	F	2300,–
Sotschi/Dagomys–Mineralny Wody–Pjatigorsk–Ordshonikidse Tbilissi	H	I	15	V–X	F	2150,–
Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Jerewan	H	I	15	V–X	F	2150,–
Sotschi/Dagomys–Saporoshje–Charkow–Kiew	H	I	15	V–X	F	2160,–
Sotschi/Dagomys–Krasnodar–Rostow/Don–Moskau	H	I	14	V–X	F	2130,–
Moskau–Rostow/Don–Sotschi/Dagomys	H	I	11	V–X	F	1800,–
● Städtekurzreisen						
Moskau	H	I	6	V–X	F	1040,–
Leningrad–Krasnodar–Moskau	H	I	8	V–X	F	1460,–
Moskau–Susdal–Moskau	H	I	7	V–X	F	1200,–
Leningrad	H	I	5, 6	V–X	F	1030,–
Riga–Leningrad	H	I	9	V–X	B/F	1060,–
Leningrad–Uljanowsk–Leningr.	H	I	8	V–X	F	1380,–
Leningrad–Tallinn–Pskow	H	I	9	V–X	F	1450,–
Kiew	H	I	6	V–X	F	970,–
Kiew–Kischinjow–Kiew	H	I	8	V–VII	F	1250,–
Moskau–Minsk bzw. umgekehrt	H	I	6	V–X	F	1100,–
Minsk–Leningr. bzw. umgekehrt	H	I	6	V–X	F	1020,–
Leningrad–Moskau bzw. umgekehrt	H	I	8	V–X	F	1250,–
Leningrad–Pskow–Moskau	H	I	7	V–X	F	1250,–
Leningrad–Odessa–Moskau	H	I	8	V–X	F	1400,–
Leningrad–Murmansk–Moskau	H	I	7	V–IX	F	1320,–
Vilnius–Leningrad	H	I	8, 9	V–X	B/F	1040,–
Leningrad–Vilnius	H	I	8	V–X	B/F	1040,–

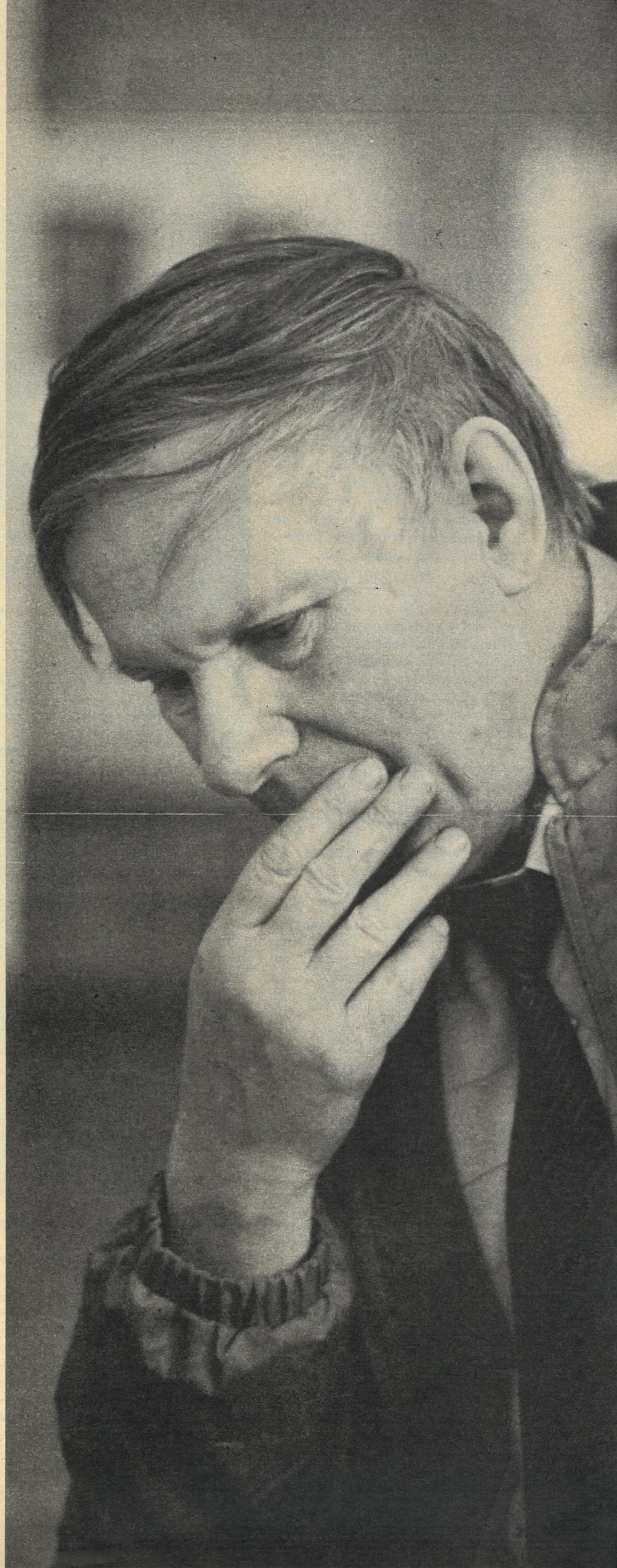
Die Deutsche Post bietet an 7000 Kiosken die „Reise-Information" (0,40 M) mit Vormerkkarte an. Sie enthält das komplette Sommerangebot des Reisebüros der DDR.

H = Hotel S = Schiff B/F = Bahn/Flug F = Flug

Mit einer neuen Geschichte, der Novelle „Die Kiesgrube“, im Gepäck kommt der belorussische Erzähler Wassil BYKAU zur Woche des sowjetischen Buches nach Berlin. Kurz vor seinem Besuch in unserer Hauptstadt machten Helmut Zemke (Text) und Volker Hohlfeld (Bild) dem Schriftsteller eine Visite in seiner Heimatstadt Minsk.

Ein Obelisk über einem Soldatengrab nahe des ukrainischen Dorfes Bolschaja Sewerinowa erinnert an Ereignisse, die im Leben des sowjetischen Erzählers Wassil Bykau eine entscheidende Rolle gespielt haben. Hier wurde ihm die ganze Tragödie des Krieges bewußt, hier wurden fast alle seine Kameraden getötet. Auch s e i n e n Namen verzeichnet der Obelisk: Leutnant Wassil Wladimirowitsch Bykau, gefallen im Januar 1944. Einem Zufall verdankt Bykau sein zweites Leben. Erst einige Jahre nach dem Krieg steht er vor dem Grab seiner Kameraden und versucht sich zu erinnern: Spätabends wird das Bataillon in ein Gefecht verwickelt, feindliche Panzer überschütten sie mit heftigem dichtem Feuer. „Der Zug“, berichtet Bykau, „den ich befehlige, hat große Verluste, ich selbst bin am Bein verwundet. Ein Panzer rollt auf mich zu. Die Panzergranate, die ich ihm entgegenschleudere, trifft nicht. Das Ungetüm kommt näher, mit großer Anstrengung ziehe ich meine Beine weg. Irgendwie erreichen ich und meine Soldaten einen Heuschober, die Deutschen setzen ihn in Brand. Dann schleppen wir uns zu einem Feldweg, ein Fuhrwerk bringt uns zu einer Hütte im Dorf. Sie ist mit Verwundeten vollgestopft. Total erschöpft schlafe ich ein. Mein Bataillonskommandeur weckt mich. ‚Bist du verwundet?‘ fragt er. ‚Ja.‘ ‚Kannst du gehen?‘ ‚Nein!‘ ‚Unser Bataillon ist zerschlagen,‘ sagt er. Am nächsten Morgen greifen die faschistischen Panzer wieder an. Ich krieche aus der Hütte, ehe ein Panzer sie mit einem Volltreffer zerstört. Vermutlich hatte der Bataillonskommandeur all das gesehen, ohne von meiner Rettung im letzten Augenblick zu wissen. So wurde ich als gefallen gemeldet.“

Das zweite Leben des Wassil Bykau



Von nun an wird ihn der Krieg nicht mehr loslassen. Will er sich von ihm befreien, muß er nachkommenden Generationen die ganze Wahrheit über den Krieg vor Augen führen. Daß Bykau Jahr für Jahr, seit etwa 1955, über den Menschen im Krieg schreibt, hat sicher auch etwas mit seiner Herkunft zu tun. Er ist Belorusse. In seinem Lande wüteten die Faschisten besonders grausam. Etwa 700 km trennen das denkwürdige Feld vor Bolschaja Sewerinowka von Bytschki im Gebiet Witebsk, seinem Geburtsort. Ein Dorf wie Chatyn, jenem Mahnmal für den Untergang von 9200 belorussischen Dörfern. Auch Träume wurden zerstört – als die Faschisten das Land überfielen, war Bykau 17 Jahre alt, Bildhauer wollte er werden, an der berühmten Kunstschule von Witebsk war er als Student eingetragen. Doch er meldete sich freiwillig zur Front. Durch halb Europa führte ihn „sein Krieg". Bei einem Truppenteil in Österreich erlebte er dessen Ende. Wäre Bykau nicht und die seiner Generation – die Bondarews, Wassiljews, Baklanows – die den Krieg nicht erlebt haben, hätten nur eine unvollkommene Vorstellung von dieser dem Menschen feindlichen Zeit. Für Bykau und die obengenannten Schriftsteller, nur drei Prozent vom Jahrgang 1924, zu dem Bykau gehört, kehrten zurück, war es zwingend, die Vorstellungen ihrer Zeitgenossen über den Krieg zu erweitern, neue Sichten einzubringen, den Krieg aus der Perspektive des einfachen Soldaten, des Partisanen, des einzelnen darzustellen. „Ich konnte während des Krieges keine Romane und Erzählungen über den Krieg lesen", sagt Bykau, als ich ihm in Minsk, wo er lebt und vielseitig tätig ist, gegenübersitze. „Sie zeigten in überwiegendem Maße das Heroische und nur wenig, was sich sonst noch auf den Schlachtfeldern abspielte." Natürlich hätte es auch damals und später sehr eindrucksvolle Bücher gegeben, und es hätte wohl zehn Jahre nach Kriegsende so ausgesehen, als wäre bereits alles über den Krieg gesagt worden. Aber nahezu zeitgleich traten da jene Schriftsteller hervor, die 1941 zwischen 17 und 20 Jahre alt waren. Sie schlugen eine neue Seite im Buch dieses Krieges auf, indem sie uns die innere Welt des Menschen öffneten, von ihrem Zorn, ihrer Tapferkeit, ihrer Qual, ihrem Mitgefühl, ihren Ängsten, aber auch ihrem Versagen in dramatischen Fabeln erzählten. Erinnert sei an Bondarews „Heißer Schnee", Baklanows „Ein Fußbreit Erde", an Wassiljews „Im Morgengrauen ist es noch still". Die Erzählung „Die dritte Leuchtkugel" (1964) ist Bykaus Entree in die Reihen dieser Chronisten des Krieges. In seiner Darstellung orientiert sich Bykau vornehmlich auf die Frage: Wie bleibt der Mensch angesichts unmenschlicher Umstände ein Mensch? Der Schriftsteller spricht davon, daß ihn künstlerisch in erster Linie nicht der Krieg selbst interessiere, sondern moralische Haltungen von Menschen im Krieg. Nicht das große Geschehen dieses Ereignisses, wohl aber seine historische Authentizität bildet den Hintergrund für die sittliche Welt des Individuums, das, wie eine seiner Figuren reflektiert, an drei Fronten zugleich kämpfen muß – gegen den Feind und mit sich selbst, gegen Lumpen aller Couleur in den eigenen Reihen. So gibt der Künstler Bykau im Ausschnitt, in der Großaufnahme des Menschen, das

Fortsetzung auf Seite 24

Das zweite Leben des Wassil Bykau

In der restaurierten Altstadt von Minsk

Bild der Zeit wieder, die in ihm lebt bis zum heutigen Tag. Was wäre denn die Gegenwart, sagt er, ohne die Lehren der Vergangenheit. „Auch heute brauchen wir Prinzipienfestigkeit, Treue zu Idealen, Selbstlosigkeit, auch heute bestimmt das unsere Sittlichkeit, wie es in den Kriegsjahren das Heldentum nährte." Man sieht es dem meist nachdenklichen, ja grüblerischen Ausdruck seines Gesichtes, den prüfenden Augen an – der Mann weiß viel vom Menschen, Er kennt dessen Möglichkeiten und Grenzen, Siege und Niederlagen. Er hat wie Dostojewski einst die Landschaft der menschlichen Seele durchschritten und erkundet, wozu sie fähig ist und wie sie leidet, zu welchen Höhen sie sich erheben, in welche Abgründe sie stürzen kann. Bykaus psychologischer Scharfsinn ist ein Erbe jenes großen russischen Realisten, mit dem ihn manches verbindet. Das Ringen Bykauscher Gestalten gegen die Macht der Umstände hat etwas bestürzend Mythisches. Gut und Böse treten nicht nur von außen an sie heran, sie kämpfen auch in ihrem Innersten miteinander. Dabei sind Gut und Böse durchaus keine abstrakten Kräfte, sie sind mit dem verknüpft, was wir angeborene und erworbene Eigenschaften nennen, was Herkunft und Erziehung uns eingepflanzt haben und was wir als Normen gesellschaftlichen Verhaltens anerkennen. Das Psychogramm der Helden Bykaus ergibt sich aus ihrer Biographie. Die Geschichte eines Menschen ist sein Charakter.

Im Figurenensemble dieses inzwischen wie ein Zyklus zusammengewachsenen novellistischen Werkes, in dem die ungezählten menschlichen Tragödien zu einem einzigen wahrhaftigen Bild verwoben sind, hat Bykau die Farben nicht streng geteilt, sie fließen ineinander, ganz wie im Leben. Er haßt, was nur im entferntesten an Schwarzweißmalerei erinnern könnte. Die Charaktere sind nuancenreicher, als das Spektrum Farben hergibt. Deshalb erscheinen sie uns auch, als wären sie unsere Zeitgenossen.

Kein Geschichtsbuch zeichnet auf, welche übermenschlichen Leistungen notwendig waren, um den Feind der Menschheit zu besiegen. Millionen haben ihr Leben eingesetzt, geopfert, wer hält ihre Triumphe, ihre Leiden für die Nachwelt fest. Das, sagt Bykau, könne nur Kunst und Literatur. Zum Beispiel die Not, die Verzweiflung, den Widerstand und das Sterben solcher einfachen alten, geplagten Leutchen aus dem Volke, wie Patrjok und Stepanida? Bykau hat sie in seiner großen Erzählung „Im Zeichen des Unheils" in erschütternder Weise dem Vergessen entrissen.

Die stillen Helden eines kriegerischen Alltags figurieren neben den außergewöhnlichen Menschen, deren Willenskraft und Seelenstärke durch keine noch so widrigen Umstände bezwungen werden können. Besondere Aufmerksamkeit wendet Bykau jedoch denen zu, die versagen, die, aus welchen Motiven auch immer, gegen alle sittlichen Normen verstoßen. Eindringlich analysiert er den schrittweisen moralischen Verfall eines Menschen in seiner Novelle „Die Schlinge". Anfangs ist an dem hilfsbereiten, erfahrenen und zuverlässigen Partisanen Rybak nichts auszusetzen. Umsichtig steht er seinem kranken Kameraden Sotnikau zur Seite. Doch in Gefangenschaft geraten und vom Feind unter Druck gesetzt, verkauft er sich um des Überlebens willen an jene, die Vernunft und Gesittung zerstören. Im normalen Alltag wären vermutlich jene tiefer liegenden Eigenschaften, die Rybak letztlich zum Verrat führten, nicht zur Entfaltung ge-

kommen. Erst in extremer Entscheidungssituation wird offenbar, was einer wert ist. Sotnikau hingegen besteht die Bewährungsprobe. Er kommt den Faschisten nicht entgegen und nimmt den ihm zugedachten Tod auf sich, obwohl er gern gelebt hätte. Mit Anstand und Würde aus dem Leben zu gehen, hält er für seine letzte Aufgabe.

Auch in seinen neuesten, leider noch nicht in deutscher Sprache vorliegenden Erzählungen „Die Kiesgrube“ (bei Volk und Welt 1988) und „Im Nebel“ erforscht Bykau das Verhalten sehr unterschiedlicher Charaktere. Hier wie dort sind Entscheidungen zwischen Leben und Tod zu treffen. Wie den ehemaligen Offizier Agejew vierzig Jahre nach Kriegsende das Gewissen zur Kiesgrube treibt, wo seine Kameraden und er selbst einst vor dem Peloton standen, so befragt auch der Partisan Burow in der Novelle „Im Nebel“, beauftragt mit der Erschießung des angeblichen Verräters Sustschenja, sein Gewissen. Burow zögert die Ausführung seines Auftrags hinaus, weil er nicht an die Schuld Sustschenjas glaubt. Aber eben kommt Vertrauen auf in die Aufrichtigkeit und Unschuld des Beschuldigten, da macht eine feindliche Kugel, aus dem undurchdringlichen Nebel abgeschossen, dem Leben des Partisanen ein Ende. Wer wird jetzt für Sustschenja einstehen? Bykaus Ruf: Habt Vertrauen, urteilt nicht nach dem äußeren Schein, prüft gewissenhaft! ist unüberhörbar. Die Frage, wie man vertrauen kann ohne vertrauensselig zu sein, ist eine neue Komponente. Der Erzähler knüpft mit seinem Anliegen in gewisser Weise an eine andere, frühere Geschichte an, die übrigens ein künstlerischer Höhepunkt in Bykaus Schaffen ist, an die Novelle „Der Obelisk“. Held dieser aus heutiger Sicht erzählten Handlung ist der Dorfschullehrer Maros, ein ungewöhnlicher Mensch mit unkonventionellen pädagogischen Auffassungen. Seine Schüler, die in ihm ihr Vorbild sehen, verüben ohne sein Wissen einen Anschlag auf den Chef der örtlichen Polizei. Während sie entdeckt und festgesetzt werden, kann sich Maros in Sicherheit bringen. Dann aber, um seine Jungs zu retten, liefert er sich den Faschisten aus. Doch obwohl sich Maros stellt, ermorden diese Schüler wie Lehrer. Nach dem Krieg errichtet man zu Ehren der Opfer einen Obelisken, aber auf ihm fehlt der Name des Lehrers. Einige Leute verurteilen die Handlungsweise von Maros, die sie für sinnlos, wenn nicht für Verrat halten, andere sehen in ihr eine Heldentat. Erst dank der Bemühungen eines Schülers, dem Maros in letzter Minute zur Flucht verholfen hatte, kann die edle aufopfernde Tat des Lehrers auf dem Stein gewürdigt, kann sein Ruf wiederhergestellt werden.

Wassil Bykau im Gespräch mit dem Minsker Hochschullehrer Peter Sadowski und unserem Autor

Zweiundvierzig Jahre sind vergangen seit die Waffen schweigen in Europa – Deutungen, Analysen, Beschreibungen, Dokumentensammlungen, ihre Zahl ist Legion. Ist nun alles über den Krieg gesagt? Hat Bykau die ganze Wahrheit des Krieges erfaßt?

„Ich glaube nicht. Solange noch Teilnehmer jener einschneidenden Ereignisse am Leben sind, die Auskunft über sich geben können, ist für die Literatur der Krieg nicht abgetan. In letzter Zeit hat es viele neue aufschlußreiche Veröffentlichungen gegeben. Denken Sie an die Dokumentarprosa, an Granin-Adamowitschs Blockadebuch. Hat man je solche erschütternden Tagebücher gelesen, wie die des fünfzehnjährigen Jura Rjabkin aus Leningrad, der gegen den demoralisierenden Hunger kämpft und sich sein Menschsein bewahrt?! Nehmen wir das Buch von Swetlana Alexijewitsch aus Minsk ‚Der Krieg hat kein weibliches Gesicht‘. Hunderte Frauen, Kriegsteilnehmerinnen hat die Autorin nach ihren bitteren Erfahrungen befragt. Ihre Äußerungen sind ein ergreifendes Zeugnis für die sittliche Kraft von Sowjetmenschen in den schwersten Jahren unseres Volkes. Solcherart Bücher sind weiterhin nötig, denn ohne die Erinnerung an die Vergangenheit wachzuhalten, mag sie auch noch so schmerzlich sein, ist eine friedliche Zukunft nicht möglich.“

Immer mal was Neues bei der sowjetischen Schparo-Arktis-Expedition mit Skiern und Rucksack:

Zum Nordpol und noch mal so weit

1972 überquert eine von der „Komsomolskaja Prawda" organisierte Expedition mit Skiern und Rucksäcken und auf driftendem Eis die De Long-Straße zwischen der Halbinsel Tschukotka und der Wrangel-Insel. Sieben Jahre später gelingt durch eine sowjetische Crew, die ab Ausgangspunkt Henriette-Insel anderthalbtausend Kilometer zu bewältigen hat, erstmals in der Geschichte ein Skimarsch zum Nordpol. 1986 legen die hellwachen, harten und verschworenen Männer um den Moskauer Stahl- und Legierungsexperten Dmitri Schparo den 550 Kilometer langen Weg zwischen den Driftstationen „Nordpol-26" und „Nordpol-27" zurück, und – was bis dahin noch niemand fertiggebracht hat: Sie stoßen zum Pol der relativen Unzugänglichkeit vor.

Gegenwärtig sind allseitige Vorbereitungen im Gange, das nächste Mal – ab 1. März 1988 – vom „Mys Arktitscheski" (dem Arktischen Kap) über den Nordpol zum Kap Columbia auf der kanadischen Ellesmere-Insel zu laufen. Ein 1800 Kilometer langer und etwa 100 Tage dauernder Skimarsch übers Eis. Und diesmal auch mit vier von sechs dafür kandidierenden Kanadiern (darunter auch ein erlebnishungriger Geistlicher namens Lory Dexter) im Team. Was den Leninpreisträger und Verdienten Meister des Sports Dmitri Schparo auf einer Pressekonferenz im Parlamentsgebäude von Ottawa zu der Metapher veranlaßte: „Neben dem Eis auf der Eishockey-Spielfläche wird nun auch das Eis im Nordpolarmeer den Nachweis dafür liefern, daß wir im Grunde Nachbarn sind."

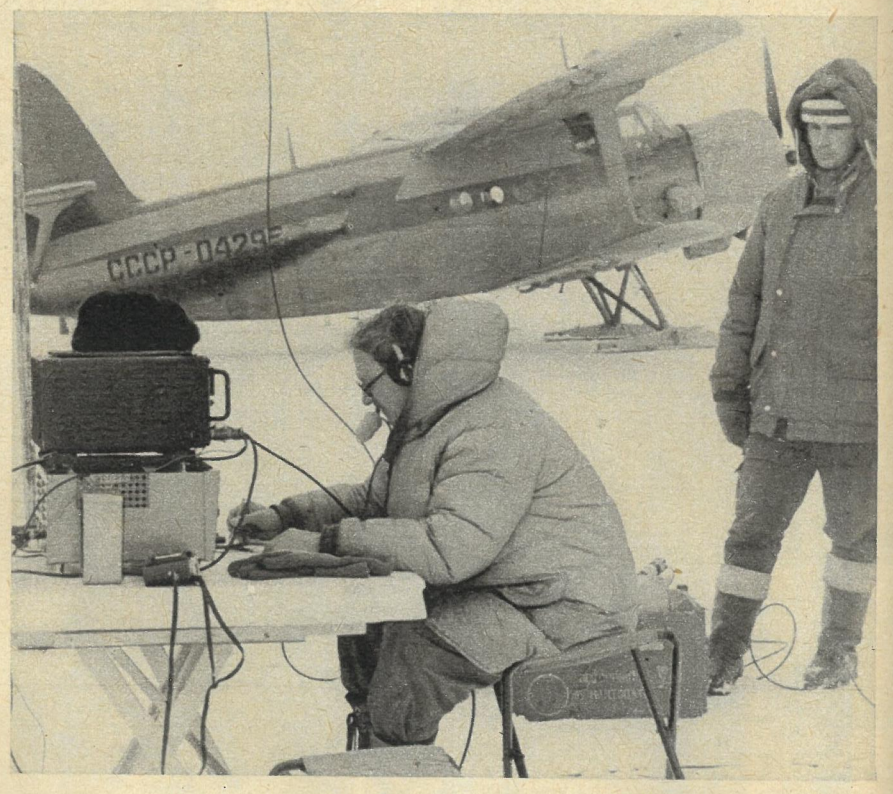
Über seine Mitstreiter, die für das kommende Abenteuer – zum Nordpol und noch mal so weit – wiederum erste Wahl sind und bereits in vollem Training stehen, kann Schparo allerhand schöne Geschichten erzählen. Wie sie hilfesuchend zu ihm gekommen, weil sie von ihrem „arktischen Traum" nicht mehr losgekommen sind. Wie sie, für so was scheinbar ungeeignet, wie die Teufel trainierten und nächtelang lernten, um zu beweisen, daß es m i t ihnen besser zum Nordpol geht als ohne sie. Wie sie bereit waren, ihre von Haus aus unterschiedlichen Individualitäten in eine Gemeinschaft einzubringen, deren Zusammenhalt auf Gedeih und Verderb genausoviel wert war wie das Können des Arztes Michail Malachow oder die Meisterschaft des Funkers Leonid Labutin…

★

Am 15. Februar 1986, halb drei Uhr morgens Moskauer Zeit, erreichten die Männer um Dmitri Schparo die denkwürdigen Koordinaten 83 Grad 40′ nördlicher Breite und 170 Grad westlicher Länge – das natürliche Zentrum des Arktischen Ozeans. Das nächste Land lag 1300 Kilometer entfernt. Rund um den Antennenmast veranstaltete die Expedition ein zünftiges Meeting. Und mit einem Mal, keiner wußte so recht warum, hob Fjodor Konjuchow an, vor versammelter Mannschaft seinen Lebenslauf auszubreiten. Ein Maler ist er, jawohl, eine durch phantasievolle, romantische Bilder auffallende Künstlernatur. Vielleicht wollte er etwas über sich sagen, weil er nicht vergessen konnte, wie man ihm zuvor einen Korb und zu verstehen gegeben hatte: „Einen Maler brauchen wir nicht." Aber warum das Risiko, ihn dann doch zum Pol der Unzugänglichkeit mitzuschleppen?

„Weil er es partout wollte", berichtet Schparo. „und sich in jeder Hinsicht unendlich viel Mühe gab. Er konnte zwar nicht funken, aber er nähte Schlafsäcke und Zelte, reparierte Spirituskocher, erhielt Schulterklopfen für seine Kochkünste und hatte so etwas wie einen siebten Sinn. Seiner Einfachheit und Toleranz, Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit sowie seines Bienenfleißes wegen schenkten wir ihm unsere ganze Sympathie und fanden in ihm unsere Maxime bestätigt: Der menschliche Gesichtspunkt, das gegenseitige Verständnis, die Herzlichkeit und Kameradschaft bedeuteten uns mehr als jeder Pragmatismus und jede Funktionalität. Sechsundsiebzig Tage gemeinschaftlicher Skimarsch voller Gefahren und sechsundsiebzig Nächte in einem Zelt, so klein, daß man es die meiste Zeit auf dem Rücken trägt…"

Unterm Antennenmast erzählte Konjuchow dann seine bewegte Geschichte. „Ich bin am Asowschen Meer geboren. Nicht weit von der Ecke, aus der jener berühmte Seefahrer Georgi Sedow stammt, der 1914 bei einem erfolglosen Versuch, mit Schlittenhunden von Franz-Joseph-Land zum Nordpol vorzustoßen, ums Leben kam. Und was mich betrifft, bin ich ja kein heuriger Hase, wie ihr das immer gedacht habt. Mein Vater ist Fischer. Ergo absolvierte ich die Seefahrtschule, später sogar die Leningrader Fachschule für die Arktis. Auf See war ich Schiffsmechaniker und Fischfänger. Und nebenbei malte ich, besuchte die Kunstfachschule in Bobruisk, wurde Mitglied des Künstlerverbandes, zog nach Nachodka am Stillen Ozean, war dort ‚malender Seemann' und wurde als passabler Segler Meister des Sports… Nie vergaß ich auf meinen Fahrten meine Malutensilien. Ich malte Jachten, Inseln und Vulkane im Pazifik, Eisbrecher und Menschen mit kräftigen Händen und fröhlichen Gesichtern."



Der zweifache UdSSR-Meister im Kurzwellenbereich, Leonid Labutin, funkt für Schparo und Co. (oben). Unterwegs muß auch er, wie sein Chef (ganz oben), einen der riesigen, prallvollen Rucksäcke tragen, deren Last auszuhalten im „Trokkentest" immer wieder geprobt werden muß (Fotos rechts).

Und da er nicht trinkt und nicht raucht, auf Skiern kreuz und quer durchs Lena-Delta und über die Tschuktschen-Halbinsel marschierte, sei er – „wie ihr seht!" – gesund und munter wie ein Fisch im Wasser. Eine Schnapsidee, ihn zum Pol der relativen Unzugänglichkeit mitzunehmen, war's also nicht. „Unser Maler ist ein unheimlich vigilantes Bürschchen", sagte Schparo.

★

Der Expeditionschef weiß noch genau, was in dem Brief stand, der aus Lepsy in Kasachstan kam. Ein gewisser Wassili Schischkarjow hatte ihn geschrieben und in seiner Bewerbung für die Polarexpedition nichts weiter als einen Lebenslauf verfaßt. Sein Vater sei Kraftfahrer, die Mutter Telegrafistin. Als ältester Sproß der achtköpfigen Familie habe er nach dem Oberschulabschluß als Elektromechaniker und Transportarbeiter und in der Armee als Funker in einem Artillerieregiment gearbeitet. Jetzt sei er Nachrichtengerätemonteur. Die Begründung seines Wunsches, mit in die Polarwelt zu gehen, erschöpfte sich in der Bemerkung, dort, woher er komme, sei er an 40 Grad Hitze im Sommer ebenso gewöhnt wie an 40 Grad Kälte zur Winterszeit.

In einer sehr höflichen Antwort teilte ihm Dmitri Schparo mit, daß sich in der Arktis-Crew wohl kaum ein Platz für ihn finden lasse. Es würden durchtrainierte Männer gebraucht, schonungslos gegenüber sich selbst. Vor allem aber sei ein Arzt vonnöten, ein Steuermann, ein hochqualifizierter Funker. Worauf Schischkarjow erneut schrieb, um einen Trainingsplan bat und mitteilte, er habe allein auf Skiern den Balchaschsee überquert und den strengen kasachischen Winter in einem Zelt verbracht.

Eines Tages, und das war der Gipfel

seiner Unnachgiebigkeit, tauchte Schischkarjow in Moskau auf, erzählte am Telefon, er habe eine zeitweilige Beschäftigung bei der Straßenverwaltung erhalten, und meinte mit forscher Zunge: „Jetzt werdet ihr mich wohl bei euch trainieren lassen! Also was ist? Kann ich nun kommen?“ Bei solcher Hartnäckigkeit brachte Dmitri Schparo nur ein Wort zustande: „Komm!“

Und was hat dieser Quengler Schischkarjow, mit dem anfangs nie gut Kirschen essen war, alles aus sich gemacht! In einem Funkerklub erlernte er das Morse-Abc. Dann arbeitete er drei Monate lang in einem Telegrafenamt und wurde berufsmäßiger Funker. Er begann im Lichatschow-Autowerk als Einrichter und stellte, von seinen Kollegen wärmstens unterstützt, den Antrag auf Mitgliedschaft in der KPdSU. Er wurde mit Orden geehrt, Komsomol-Preisträger, Verdienter Meister des Sports… Und als sich herausstellte, daß die Polarexpedition ohne einen zweiten Steuermann nicht hundertprozentig betriebsfähig war, studierte Schischkarjow als Autodidakt sphärische Trigonometrie und Seefahrtsastronomie. Bis er nicht nur theoretisch, sondern auch in der Praxis derart zu überzeugen vermochte, daß der Chefsteuermann wie auch der Funkstellenleiter ohne Wenn und Aber bekannten: „Wassja kann uns jederzeit ersetzen.“

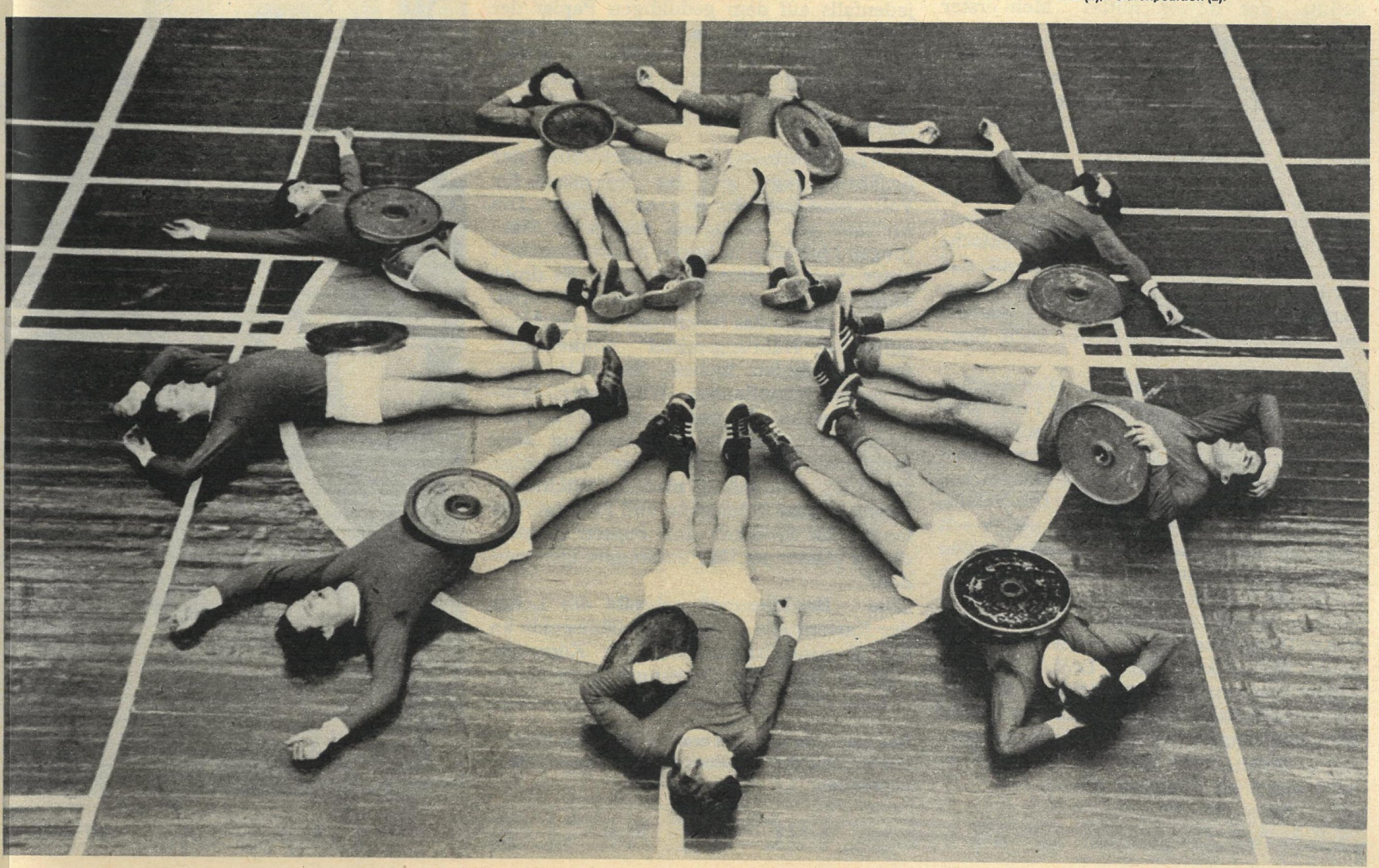
Und als die Mannschaft via Nordpol durch dick und dünn ging, jeder für den anderen zu denken und zu handeln hatte, entpuppte sich der Eigenbrödler Schischkarjow als ein Weggefährte, auf den niemand mehr verzichten wollte. Er tat alles freiwillig und ohne Murren, transportierte Bekleidung, Zelte, Schlafsäcke, Spirituskocher, ging meistens vornweg und betreute mit viel menschlicher Wärme die „Neuen“ im Team. Dmitri Schparo charakterisiert ihn mit einem einzigen, vielsagenden Satz: „Alle brauchen Wassja – den Polarforscher und Funker ehrenhalber.“

★

Schparo hätte nichts dagegen, wäre im nächsten Frühjahr noch ein Koch dabei, den er im vorigen Jahr auf „Nordpol-27“ kennengelernt und im wahrsten Sinne des Wortes „genossen“ hatte: „Weil zwei auf der Station keinen Fisch mögen, macht dieser Boris Kornejew sogar Wunschkost. Ein passionierter Skiläufer, der einmal UdSSR-Meister werden wollte und dem wir als Dank für seine Kochkünste ein Paar unserer wertvollen ‚Beskid-Bretter samt Stöcken geschenkt haben. Auch einer der erfahrensten ‚Polarfüchse‘, die es gibt. Er war schon oft in der Antarktis, allein dreimal auf der unwirtlichsten Station – ‚Wostok‘. Dort hat er in 3500 m Höhe und bei minus 90 Grad vor der Tür drinnen Tomaten gezüchtet!“

Aber leider ist der „Nordpol-27“-Stammkoch nicht mehr zu haben. Er würde gern mitkommen, aber…

Redaktion (nach Aufzeichnungen Dmitri Schparos): Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Dmitri Asserow (2), Polarexpedition (2).



Wiedererstanden:
Unter den Linden heute

BOM DRE

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 22

An einen Tag, den sie nie im Leben vergessen wird, erinnert sich Georgina P., Schülerin der 20. Volksschule im Stadtbezirk Prenzlauer Berg, als sie im Januar 1946 einen Aufsatz schreibt. Die Rede ist vom Vormittag des 3. Februar 1945: „Als wir endlich den Bunker verlassen, finden wir eine veränderte Welt vor. Dicke schwärzliche, mit Ruß und verbrannten Papierfetzen angefüllte Luft versperrt jede Sicht... Wie wir befürchtet haben, sind sämtliche Verkehrsmittel lahmgelegt... die Feuerwehr, sie ist machtlos... Über Schutthügel und um Bombenkrater herum kämpfe ich mich vorwärts gegen den wütenden Feuersturm... der ganze runde Platz (der heutige Bersarinplatz) ist ein Flammenmeer... vor unserem Haus liegen Dachziegel, Mauerbrocken und Schutt... der Hof verschüttet... Mein erster Gedanke gilt meiner Mutter... Man sagt mir, daß sie lebt, und wie ich mich umdrehe, kommt sie mir auch schon entgegen... Nun sind wir also auch eingereiht in die Millionenzahl der Obdach- und Besitzlosen."

In eben diesem Februar versichert der „Völkische Beobachter", das Parteiblatt der Faschisten, die Rote Armee werde sich an Berlin „die Zähne ausbeißen". Die Deutsche Bank dagegen rechnet offenbar damit, daß die Rote Armee über ein stabiles Gebiß verfügt. Jedenfalls befördert sie ihren Bestand an Aktienpapieren von Berlin nach Hamburg.

„Wir haben seit Neujahr jeden Tag Alarm", schreibt Frau Elisabeth F. aus Friedrichsfelde an ihren Bruder. „Die Menschen sind alle fertig: kein Schlaf, arbeiten und nichts zu essen, und dazu der Bombenhagel von oben... Unser schönes Berlin! Die Schutthaufen liegen etagenhoch. Wir haben seit Monaten kein Gas... Ganz Berlin mußte Schlange stehen nach Wasser. Monatelang. Auch das Licht ist fortwährend gesperrt... Solchen Krieg brauchten wir nicht zu haben... Die meisten haben schon seit vergangener Woche kein Stück Brot und sollen weiter hungern bis zum nächsten Montag. Dann erst gelten die neuen Karten... Jetzt geht das Hungern erst richtig los." Alltag in Berlin Anfang 1945. Wie man sieht, begann der Hunger nicht erst am 8. Mai.

Mit oder ohne Brotkarte, die Hungernden, verlangt Propaganda-Minister Goebbels, mögen sich gefälligst „in den Heimatboden einkrallen". Nicht alle hören auf Goebbels. Der IG Farben-Konzern beispielsweise ist offensichtlich der Meinung, daß es nicht unbedingt der Boden Berlins sein muß, an den es sich zu krallen gilt, und verlagert seine Lichtenberger Azetatfabrik, mit ausdrücklicher Genehmigung des Rüstungsministeriums, teils ins schwäbische Bobingen, teils ins württembergische Rottweil.

Anfang März gibt der Magistrat bekannt, daß bis Ende Mai keine Kartoffeln mehr in die Geschäfte kommen werden. Tatsächlich sind noch in der ersten Maihälfte wieder Kartoffeln verteilt worden, allerdings nicht vom Magistrat, sondern von der Roten Armee.

„Normalversorgungsberechtigte" erhalten, jedenfalls auf dem geduldigen Papier der Lebensmittelkarten, in der 74. Zuteilungsperiode (April 1945) pro Tag 243 g Brot, 36 g Fleisch, 18 g Fett, 11 g Nährmittel, 18 g Zucker, 3 g Käse, 6 g Quark und 5 g Kaffee-Ersatz.

Interne Richtlinien „zur Erleichterung der Ernährungslage" gibt das „Reichsamt für Volksgesundheit der NSDAP" heraus: „Die zur Zeit zur Verfügung stehenden Nahrungsmittelrationen liegen im Reichsgebiet unter dem Erhaltungs-Minimum. Es droht somit eine Hungersnot..." Um dem vorzubeugen, macht das Reichsamt auf „wichtige neuartige Nahrungsmittel" aufmerksam: Raps, Kastanien, Eicheln, Seradella, Klee, Luzerne, Wildpflanzen, Wildbeeren, Wurzeln. Zwecks „Verbesserung der Eiweißgrundlage" wird die „Schlachtung aller greifbaren warmblütigen Tiere" empfohlen sowie die „Sammlung niederer Wildtiere", beispielsweise Schnecken und Frösche. Wie fängt man Frösche? „Mit bunten Lappen, die im Wasser am Ufer entlanggezogen werden."

„Die... Brotkürzung", schreibt der Leiter der Kartenstelle 16 in Oberschöneweide an den Bezirksbürgermeister von Köpenick, „hat in allen Bevölkerungskreisen einen heftigen Unwillen hervorgerufen... Hinzu kam, daß die Vollmilchbelieferung der über 6 Jahre alten Kinder... aufhörte... Die Mütter" – die auf der Kartenstelle protestierten – „schrien, ‚sollen unsere Kinder verhungern', vereinzelt wurde gerufen, ‚wenn doch die Russen erst hier wären'..."

Weil kein Brot verkauft wird, stürmen Einwohner von Rahnsdorf einen Bäckerladen. Zwei Männer und eine Frau werden von ei-

Das Ende: Wo einst die braunen Kolonnen paradierten, sind die Überlebenden zum Wasserholen angetreten

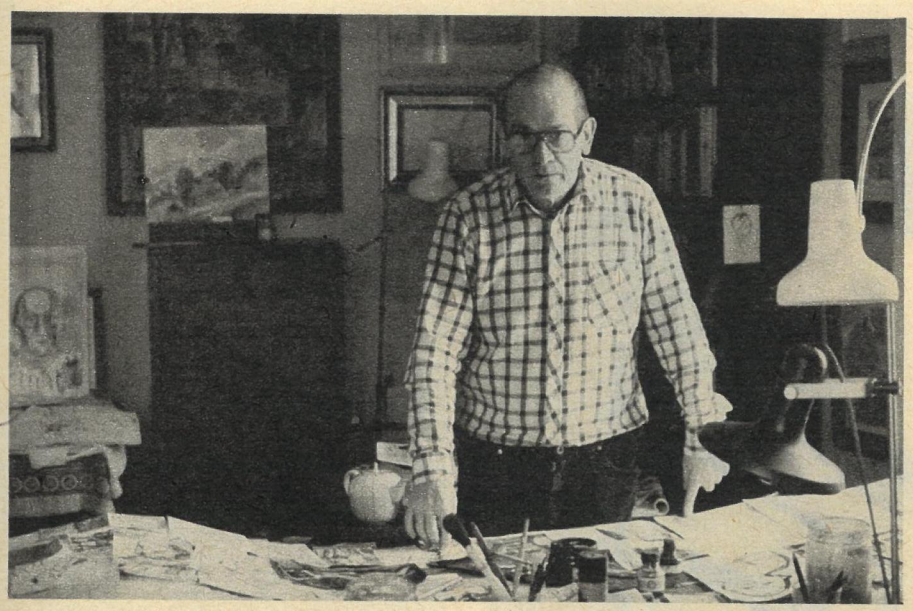
MBEN UND EI GRAMM KÄSE

nem Standgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet.
Hitler hockt im Bunker der Reichskanzlei und spielt unermüdlich den allwissenden Wahrsager: Die Rote Armee werde „das alte Schicksal Asiens erleben", nämlich „vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten". Da er aufs Verbluten spekuliert, weiß er offenbar noch nichts von der neuen Wunderwaffe, einem „Mittel", das eine Temperatur von minus 300 Grad erzeugt und alle Materie, sowjetische Materie, versteht sich, zu Eis erstarren läßt. Kein Wunder bei immerhin 27 Grad unter dem absoluten Nullpunkt. Vermutlich hat der Erfinder des Gerüchts im Physikunterricht nicht aufgepaßt.
Durch die Stadt streunen „Horcher", die für das „Gaupropagandaamt der NSDAP" die Stimmung der Bevölkerung erkunden. „Die Lage wird durchweg als aussichtslos bezeichnet", heißt es im Bericht Nr. 25. „Und so hört man auch immer öfter, daß Schluß gemacht werden solle. Alle weiteren Opfer seien sinnlos… Die deutsche Presse und Propaganda begegnet immer stärkerem Mißtrauen. Zu viele Parolen hätten sich nicht bewahrheitet. Sehr viel wird gefragt, wo jetzt die neuen Waffen seien, bei deren Anblick sich Dr. Goebbels die Haare gesträubt hätten, wie es in einem seiner Artikel… geheißen habe…"

Generalleutnant Reymann, Befehlshaber des „Verteidigungsbereichs Berlin", erläßt einen „Grundsätzlichen Befehl" zur „Verteidigung der Reichshauptstadt". Reymann sieht voraus, daß der Kampf um Berlin „nicht in offener Feldschlacht" ausgetragen wird, „sondern im wesentlichen als Straßen- und Häuserkampf". In diesen Kampf, so schwebt es dem Herrn Generalleutnant vor, habe sich jedermann „mit Fanatismus, Fantasie, mit allen Mitteln der Täuschung, der List und Hinterlist… auf, über und unter der Erde" zu stürzen. Die Welt, behauptet Reymann, blicke „mit angehaltenem Atem" auf Berlin. Hier werde die „Kriegsentscheidung" fallen. Für den bevorstehenden Sieg sei es allerdings erforderlich, „daß jeder Häuserblock, jedes Haus, jedes Stockwerk, jede Hecke, jeder Granattrichter bis zum äußersten verteidigt wird".
Himmler, Reichsführer SS, hegt offenbar Zweifel an jedermanns Bereitschaft, jedes Haus zu verteidigen, und erläßt für alle Fälle seinen „Flaggenbefehl": Wo immer in einem Fenster eine weiße Flagge auftaucht, sind auf der Stelle sämtliche männlichen Bewohner des Hauses zu erschießen.
Im Februar werden 165 000 Jungen des Jahrgangs 1928, Sechzehnjährige also, zur Wehrmacht eingezogen und nach wenigen Tagen an die Front geworfen. Einer von ihnen schreibt an seine Mutter: „Wir sind an die Oder gekommen… 135 Mann der Kompanie… Am 6. machten wir den ersten Angriff. Am Abend waren noch 51 Mann da, der Rest tot oder schwer verwundet. Am 7. machten wir den zweiten Angriff. Danach waren noch 27 übrig…" Etwa zur gleichen Zeit gibt die zuständige Behörde bekannt, daß für den Kauf eines Trauerflors ab sofort ein Bezugschein beantragt werden muß.

Fotos: G. Kiesling, Archiv

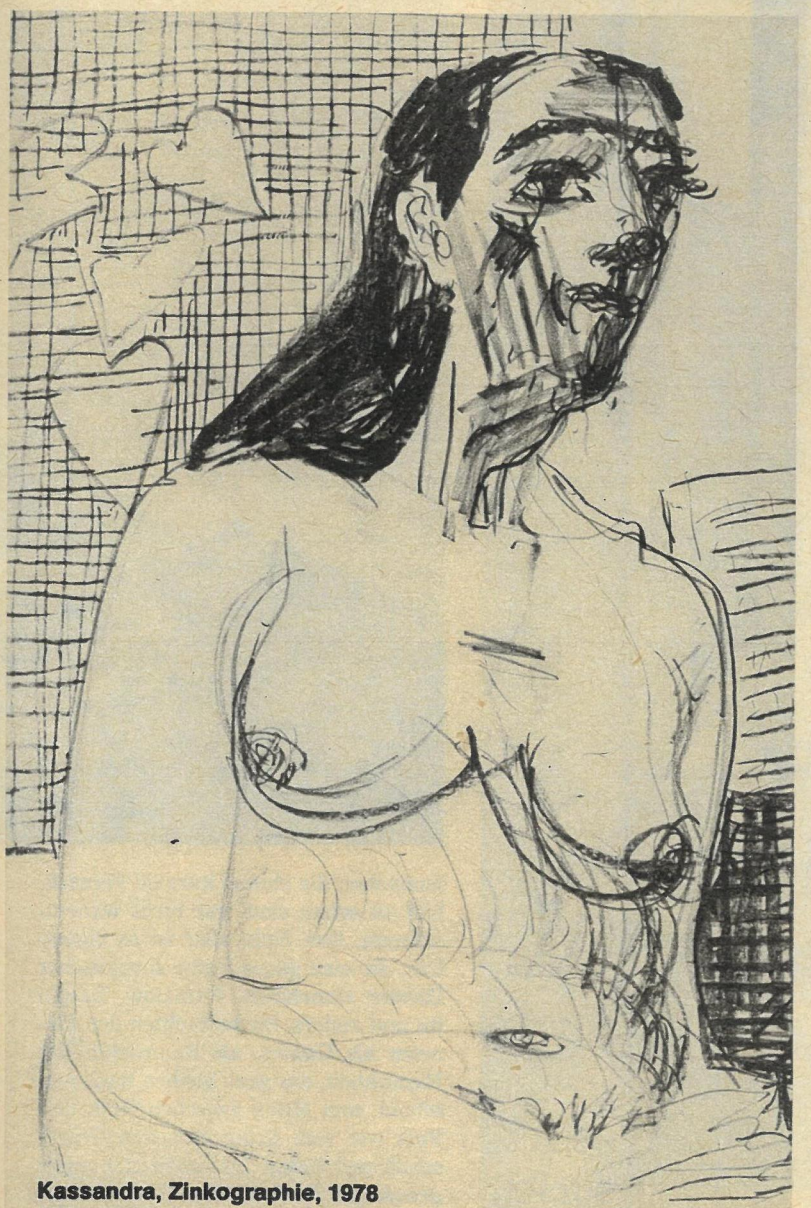
Frau mit Fischhut, Tuschlithographie, 1984



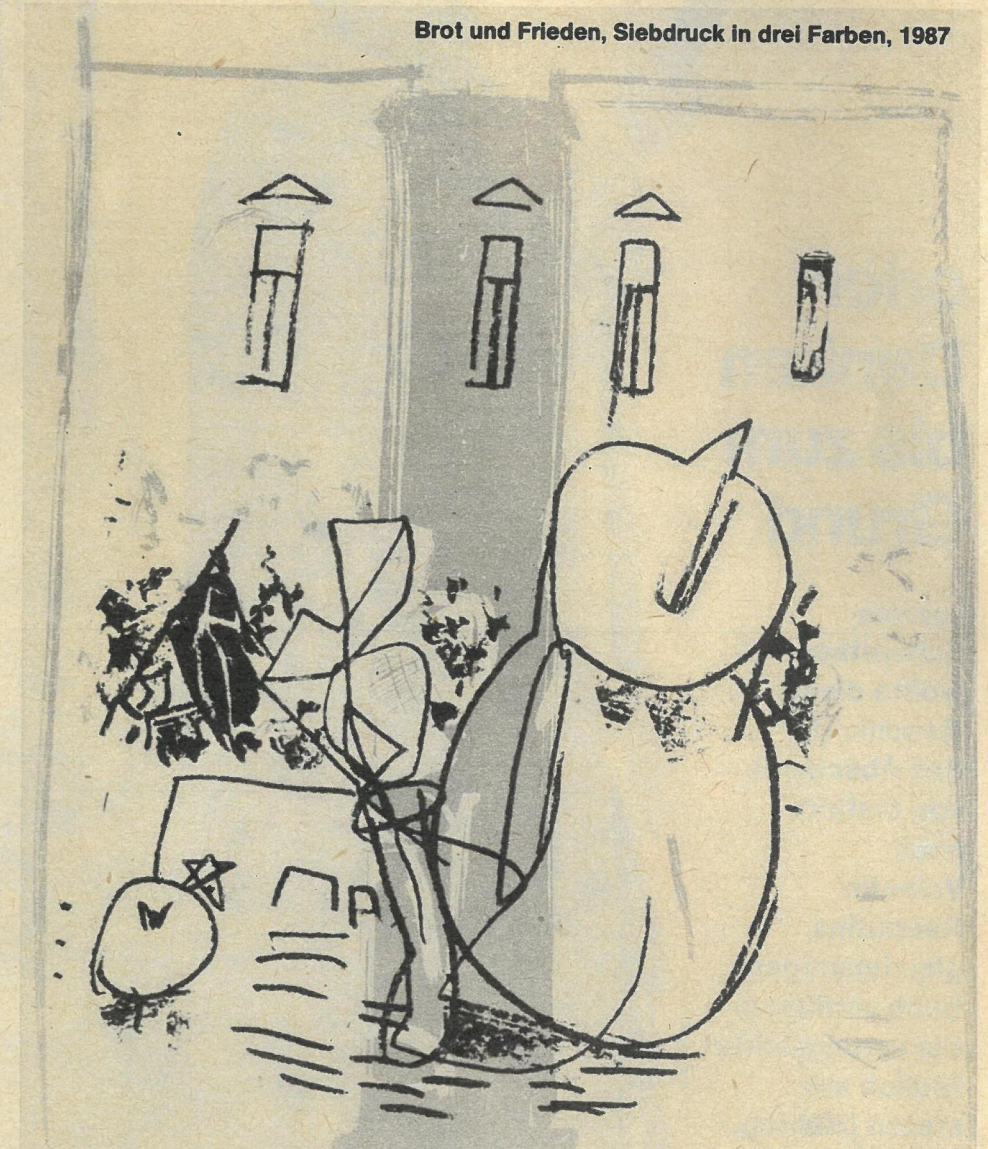
Manchmal fragt er sich vor einem Blatt, von dem er meint, daß es vielleicht fertig sei: Könnte man dazu Musik von Eisler spielen? So erwägt er für sich, ob das, was er aus seinen Händen entläßt, in die Zeit paßt. Keiner Mode will er folgen; immer er selbst bleibend, will der Grafiker Dieter Goltzsche in jeder Arbeit ein Stück Wirklichkeit wahrhaftig gestalten. Dafür ist ihm kein Gegenstand zu gering, kein Erleben zu alltäglich. Vielleicht macht es dieses mit über dreißigjähriger Konsequenz verfolgte Unspektakuläre, kunstvoll-kunstlos Einfache: Der immer und überall zeichnende Dresdner („Zeichnen ist wie Atmen"), vor langem nach Berlin zugewandert, gilt als einer der hervorragendsten und sensibelsten Grafiker, doch ein „Publikumsliebling" ist er nie gewesen. Der Schüler Max ...zig Skizzen: „Das muß Ihnen sehr simpel vorkommen, immer wieder Brotlaibe, Krüge, Früchte, zuerst war noch ein Leninbildnis dabei." Dieter Goltzsche hat sein Thema wörtlich genommen.

Das Viereck eines Bildes, gibt er zu bedenken, ist eine künstlich geschaffene Form, es kommt in der Natur nicht vor. Es so zu füllen, daß das e i n e Bild eines Stücks gesehener und gedachter Wirklichkeit entsteht, bedarf langen Überlegens und Probierens.

Was Dieter Goltzsche von seinen Porträts sagt, mag auch für die Stilleben, Landschaften, Alltagsbeobachtungen zutreffen: Er weiß nicht gleich, wie einer aussieht, zeichnend ertastet er ein Gesicht, bis die gültige Form gefunden ist. Nicht besserwissen, sondern erforschen. So ist schließlich auch sein Bild



Kassandra, Zinkographie, 1978



Brot und Frieden, Siebdruck in drei Farben, 1987

Vierecke füllen

Schwimmers und Hans Theo Richters wird vom hastigen Betrachter als Künstler kaum wahrgenommen. Spröde ist, was er macht, kommt uns nicht mit Gefälligkeit entgegen, vielleicht erschließt sich seine Tiefe überhaupt nur selten vor dem einzelnen Blatt.

„Sie werden enttäuscht sein, es ist nichts Großartiges", hatte er am Telefon gesagt, als wir uns nach seiner Grafik für die Mappe „Brot und Frieden" erkundigten, die der Künstlerverband zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution zusammenstellt. Dann, im Atelier, vor den über Monate entstandenen von „Brot und Frieden" geworden: ein Stilleben im Vordergrund mit Krug, Früchten und einem Stück „Prawda", Details von Fassaden, wie sie ihm aus Leningrad in Erinnerung sind, ein Fahnen tragender Zug vieler Menschen dazwischen. Ruhe und Bewegung, Frieden drinnen und draußen, im Großen und im Kleinen.

Man könnte Musik von Eisler dazu spielen.

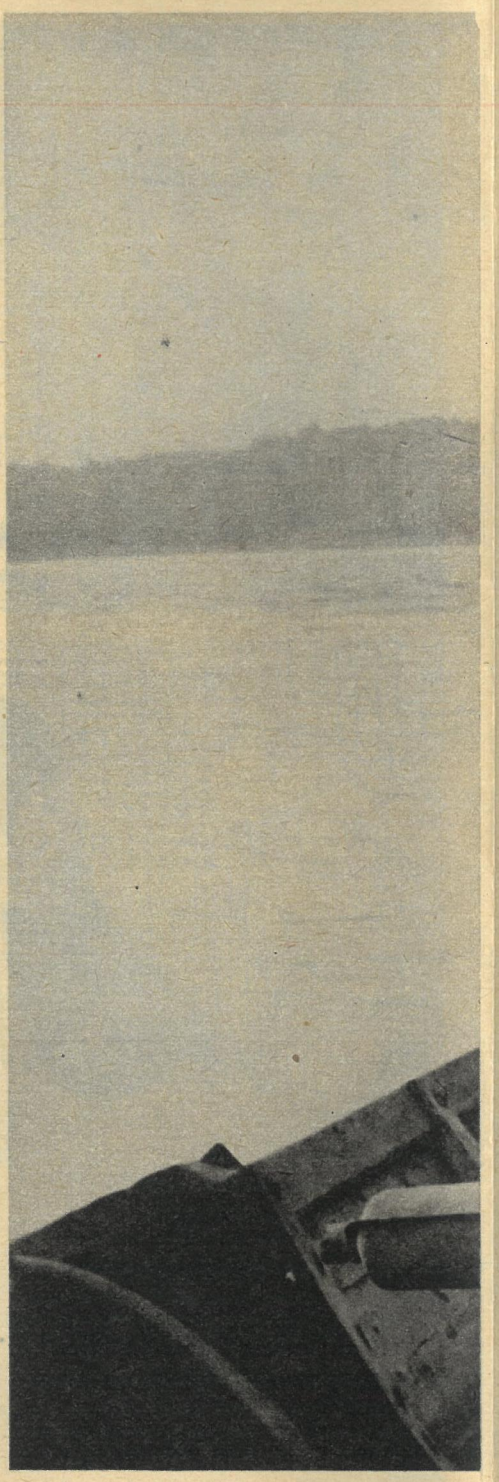
Constanze Treuber (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Reproduktionen: Berliner Verlag

Matjora

oder Denken bis zum Grund

Larissa Schepitko wollte diese Geschichte des Abschieds von Matjora nach Valentin Rasputins gleichnamigem Buch verfilmen. Sie verunglückte tödlich am ersten Drehtag. Der Lebensgefährte, Regisseur Elem Klimow, vollendete ihre Arbeit. Sein Filmpoem wird zum XVI. Festival des sowjetischen Films in der DDR aufgeführt und kommt dann in die Kinos.



Über solche Meere bin ich schon gefahren, nicht bedenkend, daß ihr Grund jenem sagenhaften Vineta gleicht, das im 11. Jahrhundert von den Ostseewellen verschlungen worden sein soll. Göttliche Strafgerichte wirken in den alten Legenden, rächen menschlichen Übermut und Frevel. Bei Rasputins „Abschied von Matjora“ sind es die Menschen selbst, die ihr Land versenken, aus Wiesen, auf denen Kühe grasten, aus dem Moosboden ihrer Felder toten Grund machen – um des Lebens Willen. Energische Eingriffe in die Natur, um ihr Energie abzutrotzen, ökonomisch notwendiger, ökologisch bedenklicher Vorgang der Neuzeit.

Valentin Rasputin, der naturverbundene Sibirier, setzte mit seiner Erzählung ein aufrüttelndes Warnsignal. Noch heftiger aber als die gelesene Geschichte wirken die Bilder des Films, den man mit widerstreitenden Gedanken und Gefühlen verläßt. Dürfen Menschen so mit Menschen umgehen? Muß das, darf das sein? Im Landesmaßstab, im Weltmaßstab gar, ist die Flußinsel Matjora ein kleiner Fleck, für die Kosmonauten, die einmal kurz im Fernsehbild zu sehen sind, gar nicht wahrzunehmen. Ihre Sicht aber ist es eigentlich, die eine ganze Reihe sowjetischer Dichter einnehmen, Aitmatow, Rasputin und andere. Sie betrachten den Planeten als Ganzes, als Raumschiff der Menschheit, das ganz bleiben muß, verschont vom Krieg zwischen Volk und Volk wie vom Krieg zwischen Gesellschaft und Natur. Daß dabei für unser gewohntes Denken über Systemunterschiede wenig Raum bleibt und ein anderer Grundkonflikt als der zwischen Sozialismus und Kapitalismus aufgerissen wird, mag manchen Leser und Filmzuschauer irritieren. Doch die Kunst soll uns nicht das eigene Denken abnehmen, wir müssen hinzugeben, was wir wissen, zum Beispiel über die hartnäckigen sowjetischen Abrüstungsbemühungen, die schließlich auch der Freisetzung von Mitteln für die Wiederherstellung des gestörten ökologischen Gleichgewichtes auf der Erde dienen sollen. „Abrüstung für Entwicklung“ ist das übergreifende Prinzip moderner sozialistischer Politik, Beendigung eines

ABSCHIED

BEDRÄNGNIS

war und glänzenden Piroggen, kunstvoll geschnitzten Hausverzierungen und braungetönten Wandbildern idealisieren einen Zustand, den es in dieser Reinheit wohl nur im Märchen geben kann. Weltabgeschiedene Rückständigkeit wird gegen technischen Fortschritt gesetzt, Harmonika gegen Kofferheule, Landleben gegen Stadtleben, Holzhaus gegen Betonklotz, Wiesennebel gegen Auspuffgase scheußlich knatternder Mopeds. Das ist nicht gerecht, das ist überspitzt, sicher um deutlich zu machen, wovon hier Abschied zu nehmen ist und wofür. Dieses Wofür wird mit großem Fragezeichen versehen. Der Samowar braucht keinen Strom, der russische Ofen, auf dem man warm schläft, ist gemütlicher als die städtische Zentralheizung, und was bringt der Fernseher ins Haus? Lächerlich hampelnde und grölende Unterhaltungskünstler, deren Profi-Niveau weit unter dem naturhaft sängerischen und tänzerischen Können der Dorfbevölkerung bleibt. Hier widerspricht Regisseur Elem Klimow wohl ganz bewußt dem „vernünftigen" Satz des Vorsitzenden Woronzow, der dem zweifelnden Brigadier Pinigin vorhält, daß der Mensch die Augen nicht hinten, sondern vorn hat und also in die Zukunft blicken muß. Das Prinzip der Vernunft, das dieser Woronzow mit seiner reckenhaften Statur verkörpert, wird am Ende auf eine erregende, an Gruselfilme erinnernde Weise in Frage gestellt, wenn das Boot, mit dem die letzten Inselbewohner in die Stadt geholt werden sollen, im Nebel umherirrt. Wie eine religiöse Gestalt wirkt der schwarzbärtige Riese, der eine Fackel in die milchige Undurchdringlichkeit hält, und der verzweifelte Schrei seiner Gefährten nach Matjora, das sie nicht auffinden können, gellt ihm wie uns Zuschauern schmerzhaft in den Ohren. Man wird zum Feind des gleichgültigen Wassers, das die Insel schon verschlungen zu haben scheint und das doch in einen Stausee münden soll, aus dem den Menschen neue Kräfte zuströmen werden. Daß alle Umgesiedelten neue Wohnungen und neue Arbeitsplätze bekommen, daß ihre soziale Sicherheit nicht gefährdet ist, wirkt nur wie ein schwacher, ja unzulänglicher Trost für den Verlust, den sie hinnehmen müssen. Darüber und über vieles andere ist nachzudenken beim Verlassen des Kinos. Das ist kein Film, den man einfach sieht. Aber hat Kunst nicht Denken zu provozieren, ein Denken bis zum Grund?

Zustandes auf der Welt, in der heute ein großer Teil der Forschungsausgaben der Rüstung zugute kommen, massenhaft Naturschätze und Energieressourcen für militärische Zwecke draufgehen. Vor diesem Hintergrund begreife ich die leidenschaftliche Anklage sowjetischer Künstler gegen den Raubbau an der Natur, auch die aufrüttelnde Parteinahme für die gewachsenen Werte menschlichen Zusammenlebens, die Dorf und Insel Matjora – das Wort Mutter steckt in diesem Namen – symbolisieren. Die alte Bäuerin Darja, die sich nicht lösen kann vom Ort ihrer Geburt, von den Gräbern ihrer Vorfahren, beklagt die Hast heutigen Daseins, alles geht so schnell, sagt sie, das Leben und das Sterben. In der Tat, die in Perlonumhänge gekleideten, gespenstisch kalt wirkenden Burschen, die für die „Säuberung" der Insel vor deren Überfluten zu sorgen haben, sind erschreckend flink mit Axt, Säge und Benzinkanister bei der Sache. Nur der uralte Baum, ein Wahrzeichen der wehrhaften Natur, widersteht ihnen. Die gemäldeschönen Bilder vom dörflichen Leben mit Samo-

Gisela Karau

Fotos: Sovexport-Film

Anatoli Kim

Oma Dora

Unter dem Titel „Pferderennen an einem Feiertag" stellen Antje Leetz und Franziska Martynowa für den Reclam-Verlag neue russische Erzähler vor, von denen uns einige nicht mehr ganz unbekannt sind: Wladimir Wyssozki, Galina Kornilowa, Pjotr Krasnow, Anatoli Kim, Ljudmila Petruschewskaja, Wladimir Makanin. Über den Autor von „Oma Dora", den Sowjetkoreaner Anatoli Kim, hatten wir bereits ausführlich in FW 14/87 berichtet. Sein Appell an das Mitgefühl regt an, menschliches Miteinander immer wieder zu überdenken. Die Erzählung aus dem Jahre 1982 wurde von Renate Landa übersetzt.

1

Solange Bela noch nicht da war, wohnte Oma Dora auf der Veranda. Früher hatte sie ihr eigenes Zimmer im Haus gehabt, aber als feststand, daß die Nichte des Hausherren herkommen würde, um sich am Institut zu bewerben, wurde Oma Dora mitsamt dem alten Diwan auf die Veranda getragen. Es gab noch andere Zimmer, aber im großen saßen abends immer Gäste, und im dritten schlief der Hausherr mit seiner Frau – das war das ganze Haus. Wo Oma Dora bleiben sollte, wenn die Kälte einsetzte, wußte vorerst noch niemand.

Aber dann kam Bela, und alles änderte sich.

„Onkel! Tante! Wo gibt's denn so was!" empörte sie sich und trug, ohne auf jemanden zu hören, das Bett der alten Frau in das abseits gelegene kleine Zimmer. Oma Dora kehrte auf ihren alten Platz zurück.

„Mein liebes Mädchen, wie energisch du bist!" brummte der Onkel gerührt. „Ganz die Mutter! Wie aus dem Gesicht geschnitten!" Er umarmte Bela, drückte sie an seinen gewölbten Bauch und küßte sie auf die Wangen, wobei er sie mit den Härchen seines dichten kleinen Schnurrbartes piekte.

Die Tante schwieg zu allem – Bela hatte einen großen bleischweren Koffer mitgebracht, gefüllt mit allerlei südlichen Leckerbissen, und ihr gewaltsam all ihr Geld aufgedrängt, fast zweihundert Rubel. Außerdem war es der Tante vor den fremden Leuten peinlich gewesen, daß sie Oma Dora, die Mutter ihres verstorbenen Mannes, auf die Veranda verbannt hatte, so daß jeder sie verurteilen konnte, ohne zu bedenken, daß sie nur aus Mitleid diese nutzlose alte Frau so viele Jahre bei sich behielt.

Onkel und Tante waren zur Arbeit gegangen, und Bela spazierte im Badeanzug durchs Haus, gab Oma Dora zu essen, frühstückte selber und ging dann mit ihren Büchern und Heften in den Garten. Dort legte sie sich auf eine Campingliege und las, die Wange in die Hand gestützt, unterdessen schlummerte die alte Frau in ihrem Bett im halbdunklen Zimmer, wachte zwischendurch auf und flüsterte ihre Gebete vor sich hin.

Wenn Bela müde vom Lesen und ermattet von der Sonne war, starrte sie auf die Erde und grub mit dem Finger kleine kühle Höhlen. Wenn ihr Schweißperlen auf Stirn und Nase traten, ging sie unter die Dusche, die gleich im Garten war – ein Holzverschlag mit einem Wasserbehälter auf dem Dach.

Naß und fröhlich ging sie einmal zu der alten Frau ins Zimmer, brachte ihr einen gelben Apfel und aß selber einen.

„Herr, unser Gott!" Oma Dora schreckte aus ihrem Schlummer und machte die Augen einen Spalt auf. „Ach du bist es, Belotschka."

„Iß den Apfel, Oma", sagte Bela und streckte ihr den Apfel hin.

„Aber Töchterchen, wie denn. Ich krieg doch kaum das Brot klein ohne Zähne, ich werd ja bald achtzig, gepriesen seist du, Christ unser Erlöser!" brabbelte die Alte und bekreuzigte sich.

„Dann reib ich ihn", entschied Bela, lief sogleich in die Küche und kam mit einer Reibe, einem Schälchen und einem Teelöffel zurück. Sie setzte sich auf den alten Läufer und machte sich an die Arbeit.

„Iß, Großmutter, im Apfel sind Vitamine", sagte sie dann, vor dem Bett kniend, und führte den Löffel mit dem Apfelbrei an den runzligen Mund der alten Frau.

„Belotschka, was machst du da? Ich bin doch kein Kind! Warte, ich setz mich wenigstens." Ächzend und stöhnend setzte sie sich im Bett auf und nahm das Schälchen aus Belas Hand.

„Warum liegst du immer, Oma?" fragte Bela. „Geh doch mal raus auf die Straße und setz dich auf die Bank."

„Was soll ich noch herumspazieren, für mich wird's Zeit zum Sterben", erwiderte die Alte, löffelte den geriebenen Apfel und schmatzte vor Vergnügen.

„Hier kannst du doch überhaupt nicht atmen! Bei der Luft!" sagte Bela. Sie saß auf dem Fußboden, hatte die langen Beine ausgestreckt und stützte sich zurückgelehnt auf die Hände. „Der Herr sei mir gnädig! Wie lange lieg ich hier ungewaschen", antwortete die Alte.

„Dann bade ich dich jetzt!" rief Bela, sprang auf und hüpfte vergnügt in die Küche.

Auf dem Gasherd machte sie zwei Eimer Wasser warm, stellte eine große Zinkwanne auf die Sonnenseite der Veranda, goß das heiße Wasser hinein, füllte kaltes dazu und ging zu der alten Frau, ein Liedchen vor sich hin trällernd.

„Aufstehen, Oma, es ist soweit!"

„Der Herr hat sich meiner erbarmt", murmelte die Alte und erhob sich vom Bett. „Ich hab gedacht, wenn ich gestorben bin, werden sie mich wenigstens waschen. Gib mir die Krücke."

„Wozu denn, Oma Dora? Ich helfe dir." Bela faßte die alte Frau unter und trug sie. „Wie leicht du bist, Oma!" rief sie lachend. „Wirklich, wie ein Kind. Da ist ja unser dicker Schamilka schwerer als du."

Bela setzte die alte Frau auf den Diwan, band ihr das weiße Kopftuch mit den blauen Tupfen ab, zog ihr die Jacke aus, und knöpfte ihr das Kleid auf. Als sie die alte Frau ausgezogen hatte und ihren Körper sah, hockte sie sich hin und schlug die Hände vors Gesicht.

„Was hast du denn, Belotschka? Bist du erschrocken? So sehen wir alten Weiber nun mal aus", versuchte Oma Dora das Mädchen zu trösten.

„Arme Oma! Arme Oma!" flüsterte Bela, rührte mit der Hand das Wasser in der Wanne um und biß sich schmerzhaft auf die Lippe, um nicht loszuheulen.

Aber als sie die alte Frau in die Wanne gesetzt hatte, ihr die Haare wusch und mit einem Bastwisch den Rücken rubbelte, lachte sie schon wieder; sie plauderte mit ihr und goß ab und zu mit der Kelle heißes Wasser aus dem Eimer nach. Die alte Frau saß mit zusammengekniffenen Augen da.

„Ist dir kalt, Oma?" fragte Bela.

„Woher denn! Ist doch Sommer", antwortete Oma Dora. „Früher, da haben wir uns manchmal drei Stunden in der Banja durchdämpfen lassen, und dann sind wir raus in den Hof und haben uns im Schnee gewälzt. Darum hat uns auch die Kälte nichts ausgemacht. Wir Dorfweiber, wir kannten früher keine warmen Hosen und langen Strümpfe."

„Du schwindelst!" lachte Bela. „Und im Winter?"

„Auch im Winter nicht. Manchmal sind wir nach Brennholz in den Wald gefahren, bei grimmigem Frost, daß uns die Knie ganz taub wurden. Da haben wir uns gebückt, die Knie mit den Handschuhen warmgerubbelt und sind wieder hinter dem Schlitten hergelaufen."

Nachdem Bela die alte Frau gebadet hatte, zog sie ihr saubere Sachen an, legte sie ins Bett und überließ sie einem seligen Schlummer. Dann wischte sie in der Veranda die Pfützen auf und trug den Eimer mit dem schmutzigen Wasser durch den Garten zum Graben. Als sie durch den Gemüseschlag ging, sah sie im Nachbarhof einen Mann in gestreiftem Pyjama, der gierig zu ihr herübersah. Er stand unbeweglich, in einer Hand ein Stück Kette und in der anderen eine kleine Holzbank.

Bela warf ärgerlich den Kopf zurück und streckte sich, aber sogleich wurde ihr heiß vor Scham: sie schämte sich sogar, einfach so mit nackten Beinen zu gehen. Auf dem Rückweg sah sie aus dem Augenwinkel, daß der Mann immer noch an derselben Stelle stand. Da nahm sie ihre Bücher von der Campingliege und ging ins Haus.

2

Die stillen Tage des August gingen dahin, mit ermüdender Hitze und Klingen in den Ohren. Oma Dora verließ jetzt tagsüber das Bett und ging mit der Krücke auf die Straße. Dort setzte sie sich neben die Pforte auf die Bank und konnte die Straße nach links und rechts überblicken. Bela mußte zu den Aufnahmeprüfungen und fuhr oft schon am frühen Morgen in die Stadt. Aber am zeitigen Nachmittag kehrte sie wieder zurück. Einsam und still kam sie auf der verschlafenen Datschenstraße von der Bahnstation und trat lächelnd zu Oma Dora – ein adrettes und schönes Mädchen.

„Na, wie war's, Belotschka, hast du deine Prüfung abgelegt?" fragte die Alte liebevoll.

Illustration: Harald Larisch

„Hab ich, Großmutter“, antwortete Bela und setzte sich neben Oma Dora, in der Sonne die reine hohe Stirn runzelnd. Über der Stirn kräuselten sich dichte dunkle Haare.

„Kluges Mädchen. Ich hab ja auch den ganzen Morgen für dich gebetet.“

Bela lehnte sich an die schmale Schulter der alten Frau und lachte laut.

„Aber Oma! Wie kannst du bloß?“ Du hättest mir Hals- und Beinbruch wünschen müssen!“

„Hals- und Beinbruch? Warum denn das?“ fragte Oma Dora verständnislos.

„Damit ich nicht durchfalle, damit ich bestehe. Du weißt nicht, was Glück bringt, Oma.“

„Aber Gott hilft trotzdem besser“, antwortete Oma Dora überzeugt und gutmütig.

Klein wie eine Zwergin, in weißer Jacke und langem dunklem Rock, ausgedörrt und verhutzelt von der Zeit, hatte sie doch lustige und lebhafte Augen. Ihre buschigen Brauen waren zusammengewachsen und noch dunkel.

Auch heute trat Bela zu Oma Dora, als käme sie geradenwegs aus der Sonne, aus ihrem blendenden Kreis, in ihrer Hand baumelte ein schwarzes Täubchen.

„Hast du was gegessen, Oma?“ fragte sie.

„Ach, Herr im Himmel erbarm dich! Brauch ich denn noch viel, Belotschka? Ich schnapp dem Spatzen ein Stück Rinde weg und bin satt.“

„Nein, antworte: Hast du gegessen oder nicht?“

„Der Herrgott hat mir eine Beschützerin geschickt, Christus, unser Erlöser! Dauernd sorgst du dich um die Oma, früher hat keiner gefragt, ob die Oma gegessen hat. Ja, ich hab gegessen, meine Schöne. Brei hab ich gelöffelt.“

„Ach herrje! Das Eis zerläuft!“ rief Bela plötzlich und wühlte in ihrer Tasche, warf die Hefte auf die Bank. „Da haben wir's!“ sagte sie weinerlich und zog ein Papierpäckchen hervor, aus dem Milch tropfte. „Gehen wir rein, Oma, ich leg es auf einen Teller.“

Die Tante behandelte Oma Dora jetzt besser, nannte sie sogar Mamachen, wie früher einmal. Der Onkel küßte Bela in einem fort und piekte mit seinem Schnurrbart ihr Gesicht, er konnte sich nicht sattsehen an ihr und weinte oft, wenn er an seine beiden Söhne dachte – er hatte sie und seine erste Frau vor langer Zeit verlassen. Erst seit einem Jahr brauchte er keine Alimente mehr zu zahlen. Den Onkel regten Belas Prüfungen mächtig auf, er kam von der Arbeit oft ins Institut gefahren, um sich für die Nichte zu verwenden. In der zweiten Augusthälfte waren die Prüfungen abgeschlossen, und nun konnte man nichts anderes mehr tun, als die Ergebnisse abzuwarten. Oma Dora war in diesen Tagen richtig aufgelebt und besuchte sogar eine alte Frau am andern Ende der Straße.

Bela streifte traurig durchs Haus, führte lange Gespräche mit Oma Dora und ging, wenn diese eingeschlafen war, auf die Veranda, wo sie still auf dem alten Diwan lag.

Das Gras überall im Garten war von Äpfeln gelb gesprenkelt, eine einzigartige Ernte. Bela sonnte sich nicht mehr im Garten und ging nur noch im Kleid hinaus, sie hatte Angst vor dem Nachbarn im gestreiften Pyjama. Womöglich stand er wieder mit Eimern am Brunnen und starrte sie unverwandt an, er wurde ihr so widerlich und verhaßt, daß sie nicht einmal an seinem Haus ruhig vorbeigehen konnte. Und die ewig zottlige alte Frau – geblümte Kittelschürze, nackte fette Schultern –, die im Nachbarhof herumgeisterte, war in Belas Augen eine richtige Hexe.

Einmal kam Oma Dora, mit ihrem Krückstock klopfend, auf die Veranda, trat zum Diwan und setzte sich auf den Rand.

„Warum bist du traurig, Belotschka, was quält dich?“ sagte sie. „So Gott will, wird alles gut. Wo du doch so tüchtig bist und so gescheit. Worüber machst du dir bloß Sorgen? Solche wie du haben immer Glück.“

„Was du redest, Oma, noch ist gar nichts sicher“, entgegnete Bela traurig und rückte das Kopftuch der alten Frau zurecht. „Es sind so viele Bewerber, fünfzehn für einen Platz.“

„Hör dir lieber Schallplatten an oder fahr in die Stadt, geh in den Zirkus oder ins Kino.“

„Großmutter! Wir gehen heute abend zusammen ins Kino!“ sagte Bela, erfreut über den neuen Gedanken.

„Was fällt dir ein, Belotschka! Das ist nichts für eine Alte wie mich...“

„Aber Oma Dora! Meine Gute! Bitte, bitte, komm mit!“

„Was hast du dir da ausgedacht? Ich mach mich zum Gespött der Leute.“

„Wieso denn?“

„Sie werden sagen: Statt ans Sterben zu denken, kraucht sie ins Kino, hat keine Gottesfurcht.“

„Ach was! Wir gehen und basta. Andere alte Frauen gehen auch.“

Am Abend gingen sie wirklich ins Klubhaus. Onkel und Tante, festlich angezogen, kamen auch mit. Oma Dora, mit neuem Tuch – rote und grüne Blumen auf schwarzem Grund – und grauer Wolljacke, humpelte am Stock neben Bela her. Im Klubhaus machten alle Platz und ließen Bela und Oma Dora nach vorn, sie setzten sich in die zweite Reihe. Der Onkel und die Tante nahmen weiter hinten Platz.

Fortsetzung auf Seite 41

Ein alter Baum knarrt lange. Tendrjakow

Fuchs und Bär

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her
früh in der Morgenstunde
und trug ein Huhn im Munde;
und es begegnet ihm ein Bär.

„Ah, guten Morgen, gnädiger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihro Gnaden promenieren ziemlich früh,
wo geht die Reise hin?“ –

„Was heißest du mich gnädig, Vieh!
Wer sagt dir, daß ich's bin?“ –

„Sah Dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
und Dero Zahn ist lang und scharf.“

Matthias Claudius

geschossen. Karl Kraus

Mit Menschen umgehen ist wie Scheibenschießen; es gehört große Übung dazu, ins Schwarze zu treffen.

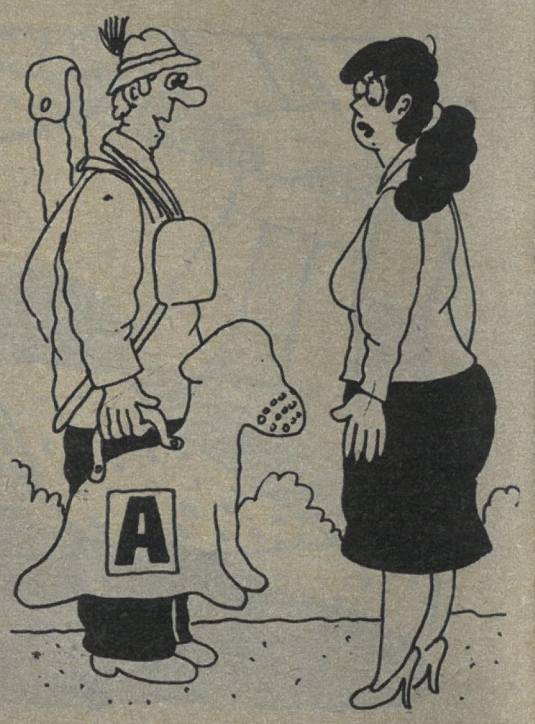
M. Andersen Nexö

Aus einem krummen Sauschwanz wird kein Jägerhorn.

Sprichwort

Daniel, Prag

Steger



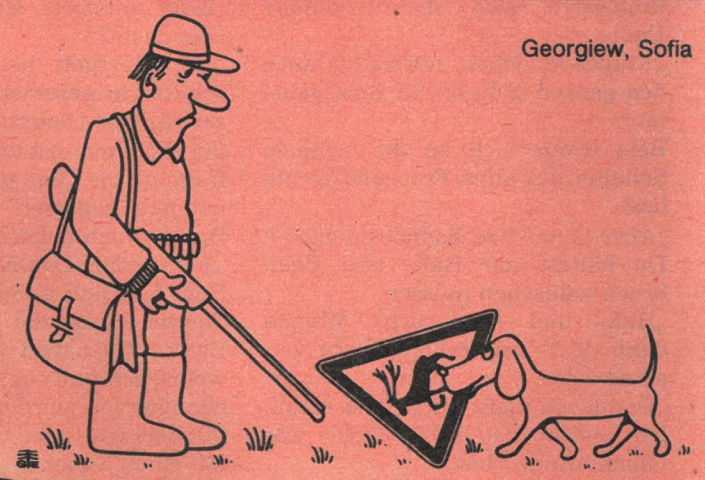
„Beim Jagdset für Fortgeschrittene ist noch ein Koffer für die Jagdbeute vorgesehen!“

2

Wochenspruch

Jagdglück ist die eine Seite – und ein guter Braten die andere.

Flotter Vierzehnender-Schneck von Tzatchew, Gabrovo



Georgiew, Sofia

Ich habe, Gott sei Dank, oft übers Ziel und selten neben das

Für vorsichtig sei man gehalten, nicht für listig. Baltasar Gracian

Ein Tier verlief sich einst im Walde,
geriet vor einen Jäger balde,
doch eine sehr geschickte Finte
verhinderte den Schuß der Flinte.
„Kollege kommt gleich!“ rief das Tier.
„Pardon, das ist nicht mein Revier!“

Günter Gregor

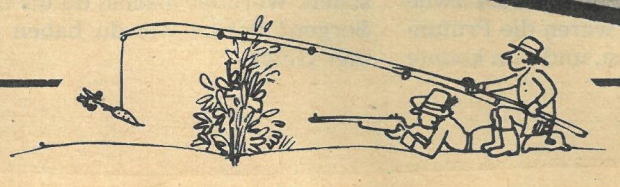
Milan Zmajković

„Die Rache“

Das Telefon klingelte. Als ich den Hörer abnahm, meldete sich eine strenge Stimme:
„Geben Sie mir den Kollegen Pšenička.“

Pšenička war Büroleiter und mein Chef.
„Er ist gerade in die Stadt gefahren. Mit wem spreche ich bitte?“
„Mit dem Betriebsdirektor.“
Es verging nur eine Sekunde, und ich hatte mich orientiert.
„Kollege Pšenička, ein Gespräch für Sie,“ sagte ich zu dem leeren Stuhl. Nach einer Weile sprach ich in den Hörer: „Kollege Pšenička sagt, er hätte keine Zeit.“
„Was hat er nicht? Er soll augenblicklich ans Telefon kommen, oder er spürt die Konsequenzen.“
„Kollege Pšenička,“ sagte ich zu dem leeren Stuhl, „der Direktor persönlich will Sie sprechen.“

Ich hob ein wenig die Stimme.
„Kollege Direktor, ich soll Ihnen ausrichten, daß mein Chef von Ihnen in Ruhe gelassen werden möchte, daß er im übrigen auf Sie pfeift.“
Die Membrane in meinem Hörer zitterte. Sicherheitshalber nahm ich den Kopf weg, aus Angst, mir könnte das Trommelfell platzen.
„Also ich... Dafür gibt es Paragraphen... Das Arbeitsge-



Es ist nichts schrecklicher als eine tätige Unwissenheit. Goethe

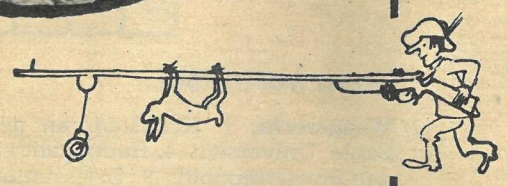
Glückwunsch = Artigkeit der Mißgunst. Ambrose Bierce

Man kann nicht wissen,
wo der Hase läuft, sagte der Bauer,
da legte er die Schlinge aufs Dach. Beispiel-Sprichwort

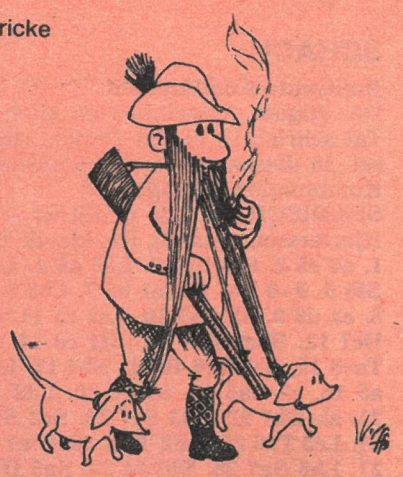
Dmitrijew, Moskau

Simmrow

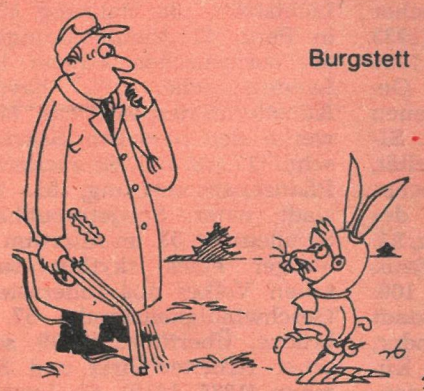
Ly Truc Dung, Hanoi



Fricke



Burgstett



Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes
Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Nach diesem Befehl wurde der Hörer aufgelegt.
„Tja, Pšenička, das hast du nun davon, daß du meiner Frau nachsteigst und mir Hörner aufgesetzt hast," sagte ich zu dem leeren Stuhl.

Aus dem Tschechischen von Christina Frankenberg

setzbuch... Nichteinhaltung der Arbeitsdisziplin... Mißachtung der Kollegen und... und..., daß er sofort seine Kündigung schreibt, seine Siebensachen zusammenpackt und auf Nimmerwiedersehen aus dem Betrieb verschwindet!"
Die Membrane beruhigte sich.
„Kollege Pšenička, der Direktor läßt Ihnen sagen, Sie sollen unverzüglich Ihre Kündigung schreiben, Ihre Sechs-, ich korrigiere, Siebensachen zusammenpacken und auf Nimmerwiedersehen verschwinden," wiederholte ich dem leeren Stuhl. „Was sagt er, was sagt dieser Vagabund?" wollte der Direktor wissen.
„Entschuldigen Sie, Kollege Direktor, aber das wage ich nicht, Ihnen zu dolmetschen," bemerkte ich bescheiden.
„So, das ist die Höhe! Pšenička ist auf der Stelle entlassen, und Sie übernehmen seine Funktion."

Den Mann lernt man kennen
beim Wein,
auf der Buhlschaft
und bei
der Jagd.
Martin Luther

Leben ist
aussuchen. Und
man suche sich
das aus,
was einem
erreichbar und
adäquat ist,
und an
allem andern
gehe man
vorüber.
Kurt Tucholsky

Halalinesisches

Nur ein dummer Hund
jagt nach einem
fliegenden Vogel.
chinesisch

Das Bellen aus der Ferne
ist leichter als das
Knurren in der Nähe.
arabisch

Der schlaueste Fuchs
find't seinen Kürschner.
deutsch

Wer Hirsche jagt, späht
nicht nach Hasen.
chinesisch

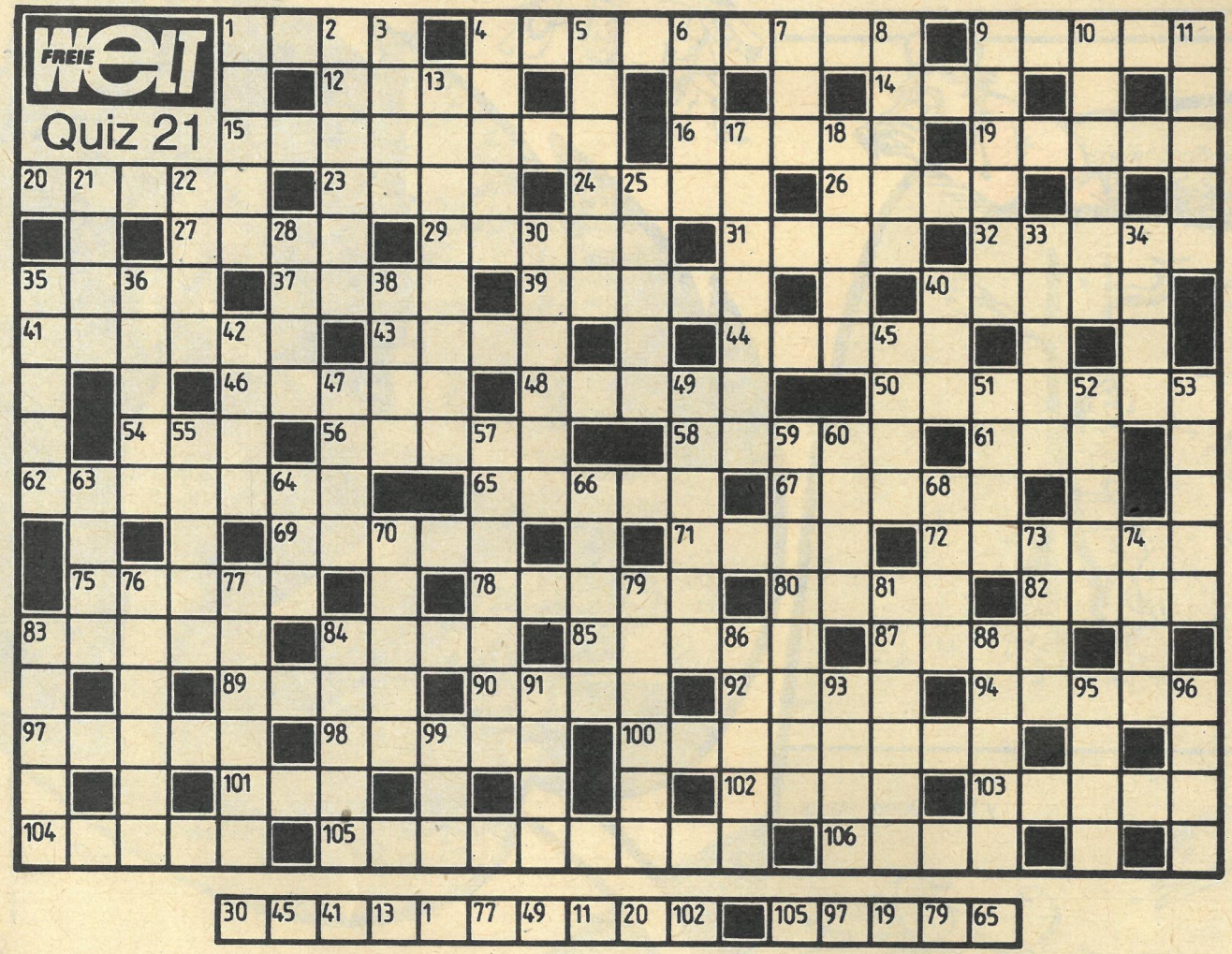
Der Hund jagt sich ab,
doch der Falke fängt
die Beute.
japanisch

Der Wolf im
Schafspelz ist
weniger gefährlich als
das Schaf in irgend-
einem Pelze, wo man es
für mehr als einen
Schöps nimmt.
Goethe

Wenn das Rhinozeros, das schlimme,
Dich kriegen will in seinem Grimme,
Dann steig auf einen Baum beizeiten,
Sonst hast du Unannehmlichkeiten.
Wilhelm Busch

Wer mit Eulen beizt, fängt Mäuse. Martin Luther

Der gescheite Falkonier läßt nicht mehr Vögel steigen, als die Jagd erfordert. Baltasar Gracian



30	45	41	13	1	77	49	11	20	102	■	105	97	19	79	65						

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kreisstadt an der Saale, Universität, 4. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 9. Basisstation der sowjetischen Antarktisforschung, 12. weibliche Bühnenrolle, 14. Flußmündung (span.), 15. Hafenstadt der Sowjetunion auf der Halbinsel Kola, 16. Schwanz des Fuchses (weidm.), 19. französische Weinsorte, die nach einer Landschaft benannt ist, 20. bedeutender Kurort der Sowjetunion (Krim), 23. magische Gewalt, bezwingende Macht, 24. alte Kultgottheit (nord. Mythol.), 26. Titel von Kalifen und islamischen Gelehrten, 27. Strom in Mitteleuropa zur Nordsee, 29. Zentralgestirn, 31. Gestalt aus „Lohengrin", 32. Fluß im Norden der Sowjetunion zum Weißen Meer, 35. Sprache der Buddhisten in Sri Lanka, Burma und Thailand, 37. Herrscherkaste im alten Peru, 39. Blutgefäße, 40. schwedischer Name des finnischen Sees Inari, 41. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 43. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 44. Disziplin der Leichtathletik, 46. bekannter armenisch-sowjetischer Schriftsteller (1878–1964), 48. Kurzwort für Kurzschrift, 50. Stadt am gleichnamigen Fluß im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen, 54. griechischer Buchstabe, 56. zeitgenössischer Autor heiter-satirischer Literatur, 58. chemisches Element, Metall, 61. englische Biersorte, 62. sowjetischer Filmregisseur (geb. 1930), u. a. „Laß das mal Afonia machen", 65. Kurzbezeichnung für einen Ozean, 67. alter Schiffskörper, 69. griechischer Buchstabe, 71. alte chinesische Silbermünze und Masseeinheit, 72. Schaltungsanordnung in Radios mit Elektronenröhren, 75. Edelstein, 78. Nebenfluß der Save (Jugoslawien), 80. Überbleibsel, 82. Teil des Weinstocks, 83. deutscher kommunistischer Funktionär (1933 ermordet), der in den Jahren 1924 bis 1933 Generalsekretär der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands war, 84. Farbe, 85. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 87. Hautöffnung, 89. afrikanisches Liliengewächs, 90. Material des Glasers, 92. fetter, zäher Boden, 94. Laubbaum, 97. streng enthaltsam Lebender, 98. Schnittholz, 100. Stadt in Jugoslawien, Hauptstadt von Montenegro, 101. Feuerländer, 102. früheres, flachbordiges Küstenfahrzeug, 103. Spion, 104. orientalischer Teppich, 105. DDR-Politiker, Chef der Deutschen Volkspolizei in den Jahren 1950 bis 1956 (Vor- und Familienname), 106. Titelgestalt bei Shakespeare.

Senkrecht: 1. sowjetische Halbinsel im Nordwesten Westsibiriens, 2. Vertiefung der Lederaußenhaut (Gerberei), 3. Frauenname, 4. Titel des japanischen Kaisers, 5. zweistufiges Intervall (österr.), 6. Echo, 7. Hausflur, 8. Aussprachezeichen, 9. Reichtum (abwertend), 10. Radfahrer (Umgangsspr.), 11. mittelamerikanisches Agavengewächs, Palmlilie, 13. Staat in Afrika, 17. Stadt in Sibirien, Erdgaszentrum der Sowjetunion, 18. Möbelstück, 21. Substanz aus Rotalgen, Stabilisator für Nährböden, 22. Koffein im Tee, 25. Vakuum, 28. alkoholisches Getränk, 30. norwegischer Polarforscher (1861–1930), 33. Berliner Maler (1894–1967), 34. Zahlungsmittel, 35. Haustier, 36. SI-Einheit des Lichtstroms, 38. Nahrung, 40. Fluß in Peru, 42. Veranstaltungsraum, 45. europäischer Vulkan in der Landessprache, 47. bayrisches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf (17./18. Jh.), 49. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 51. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 52. Spielleitung, 53. im Altertum Angehöriger eines skythisch-sarmatischen Volkes aus Innerasien, 55. Geschwindigkeitsgrad, 57. Talbrücke, Überführung, 59. sowjetischer Arbeiterführer und Staatsmann (1885–1919), 60. Laubbaum, 63. Gattung der Blattschneideameisen, 64. griechische Kykladeninsel, 66. durch den Wind bewirkte Strömung an der Meeresoberfläche, 68. Name altrömischer Politiker, 70. Schweizer Mathematiker, der lange in Berlin wirkte (18. Jh.), 73. Kniff, Trick, 74. Spielkarte im deutschen Blatt, 76. Ort mehrdeutiger göttlicher Weissagungen (griech. Mythol.), 77. Wissenschaftler auf dem Gebiet vom inneren Bau der Lebewesen, 79. Schlangenart, 81. Blütenstand, 83. engl.: Schwarz, 84. den Murmeltieren verwandtes Erdhörnchen, 86. Schriftstücksammlungen, 88. Funkmeßverfahren, 91. Fragepunkt, 93. Saugwurm, 95. Nebenfluß des Dnepr, 96. erster Präsident der Volksrepublik Angola (gest. 1979), 99. engl.: Ohr.

Die Sowjetunion ist ihren Naturschätzen nach eines der reichsten Länder der Erde. Zu den erkundeten Bodenschätzen, die den laufenden und mittels langfristiger Pläne bestimmten zukünftigen Bedarf decken, gehört auch das Erdöl. Mit dem Auffinden und Ausbeuten der Erdöllagerstätten, die rund 35 Prozent des Erdölvorkommens der Erde ausmachen, wurde bereits frühzeitig begonnen.

Die Lösung unseres Quiz ergibt den Namen einer Erdölbohrinsel, die seit 1949 im Kaspischen Meer in Betrieb ist. Sie hat eine städtische Siedlung, und von ihr führt eine 75 Kilometer lange submarine Pipeline nach Baku, einem Zentrum der erdölverarbeitenden Industrie der Sowjetunion.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 21 auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 11. November 1987 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 25/1987. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

SCHACH

Amüsante Kombination

Der Rigaer Exweltmeister Michail Tal schrieb in einem Bericht, ihm sei „in dieser Partie eine amüsante Kombination gelungen…"

SPANISCH, M. Tal (UdSSR) – I. Hjartarsson (Island), Reykjavik '87: **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lb5 a6 4. La4 Sf6 5. 0–0 Le7 6. Te1 b5 7. Lb3 0–0 8. c3 d6 9. h3 Sa5 10. Lc2 c5 11. d4 Dc7 12. Sbd2 Ld7 13. Sf1 cd 14. cd Tac8 15. Se3 Sc6 16. d5 Sb4 17. Lb1 a5 18. a3 Sa6 19. b4 g6 20. Ld2 ab 21. ab Db7 22. Ld3 Sc7 23. Sc2 Sh5 24. Le3 Ta8 25. Dd2 T:a1 26. S:a1 f5 27. Lh6 Sg7 28. Sb3 f4 29. Sa5 Db6 30. Tc1 Ta8 31. Dc2 Sce8 32. Db3 Lf6 33. Sc6 Sh5 34. Db2 Lg7 35. L:g7 K:g7** (unvorsichtig; sicherer wäre gewesen, mit einem Springer zu nehmen) **36. Tc5 Da6 37. T:b5 Sc7 38. Tb8 D:d3 39. Sc:e5 Dd1+ 40. Kh2 Ta1** (für Schwarz verhängnisvolle Fortsetzung) **41. Sg4+ Kf7 42. Sh6+ Ke7 43. Sg8+ Schwarz gab auf** wegen drohenden, unweigerlichen Matts.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

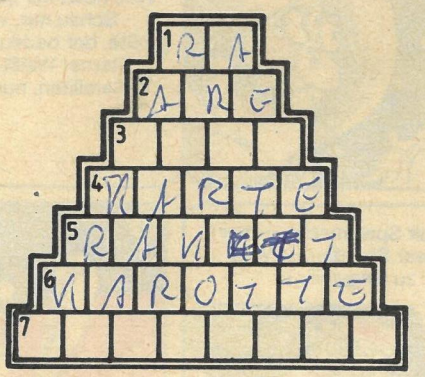
1. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 2. norweg. Mathematiker (gest. 1829), 3. Erzgang (veraltet), 4. Fluß im Norden Frankreichs, 5. Stadt im Westen Frankreichs, 6. Berg im Osten der Türkei, 7. Nebenfluß der Mariza (Bulgarien), 8. aus Sanddünen bestehende Wüste, 9. Baumteil, 10. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 11. wohlschmeckende Meeresmuschel, 12. Teil des Schlüssels, 13. Frauenname, 14. franz. Maler (1748–1825), 15. Schuld, Sollseite (Bankw.), 16. Fechtwaffe, 17. Weinanbaustadt in Ungarn, 18. Lernfreude, 19. Gedichtform, bes. Klagelied, 20. Monatsname, 21. Münzeinheit im Irak, 22. Vorstufe des Gletschereises, 23. Gebirgstier, Felskletterer, 24. russ. Komponist (1804–1857), u. a. „Ruslan und Ljudmila", 25. Gebietsteil der Indischen Union, 26. Schmuckstein, 27. sowjetischer Geologe (1871–1939), Initiator der Erdöl- und Erdgaserkundung in der UdSSR, 28. Stadt in Rumänien, 29. Erfurter Ausstellungsgelände, 30. antike Stadt im Südosten Kleinasiens, 31. Grafschaft im Südosten Englands, 32. Atmunsorgan der Wassertiere, 33. Pökelsalzlösung, 34. polnischer Autor utopischer Literatur, 35. Farbton, 36. italienische Währungseinheit, 37. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 38. Insel im Mittelmeer, 39. Vorrichtung zum Holzverkohlen, 40. Frauenname, 41. russ.: Frieden, 42. heftige Verneinung, 43. Strom in Westafrika, 44. Stadt in der Tadshikischen SSR, 45. Standort einer Wache, 46. Männchen der Hasen und Kaninchen, 47. Theaterplatz, 48. alte spanische Münze, 49. Schiffsankerplatz vor dem Hafen, 50. Stadt in Oberitalien, 51. in der Kunst Erscheinungsform des Komischen, 52. Mondgöttin (griech. Mythol.), 53. engl. Schriftsteller irischer Herkunft (1713–1768), 54. sowj. Physiker (1895–1971), der Arbeiten zur Quantenmechanik leistete, 55. Gesellschaftstanz, 56. Stadt in der Estnischen SSR, 57. Destillationsprodukt der Kohle, 58. lichtstarkes Fotoobjektiv, 59. Gewässerbegrenzung.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

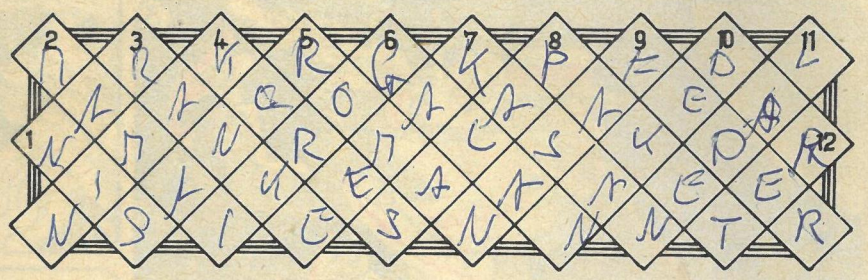
1. Zirkus der DDR, 2. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 3. Norm, Richtschnur, 4. Fluß im Nordosten des europäischen Teils der Sowjetunion, 5. Blattgemüse.

Rätselpyramide



Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden:

1. Sonnengott (ägypt. Mythol.), 2. Schweizer Einheit der Fläche, 3. jugoslawischer Karstfluß, 4. Postsendung, 5. Tennisschläger, 6. Möhrensorte, 7. Sammlung und Verleih von Gemäldereproduktionen.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. jugoslawischer Ort an der Adria, 2. sowjetischer Häuerbrigadier, Initiator einer Wettbewerbsbewegung, 3. Organ mancher Kletterpflanzen, 4. sowjetischer Schachmeister, 5. umfangreiche Prosaerzählung, 6. Liebhaber, 7. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 8. Postsendung, 9. Horngebilde der Oberhaut der Vögel, 10. dänischer Biochemiker, Nobelpreisträger.

Von der Zahl nach links unten: 3. Meeresgöttin (nord. Mythol.), 4. offene Feuerstätte in einem Wohnraum, 5. französischer Orientalist und Philosoph (19. Jh.), 6. russisch-sowjetischer Schriftsteller, 7. Gemme mit erhaben geschnittenem Bild, 8. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 9. Hühnervogel, 10. Leiter einer Fakultät, 11. Verkaufsstelle, 12. Honigwein.

Gereimtes

In der griechischen Sage ist sie Königin von Sparta gewesen – allerdings rückwärts gelesen – wird's eine Herrscherklasse, der wir im Feudalismus begegnen.

Auflösungen aus Heft 21/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Saum (5), Henkel (35), Idol (29), Erato (12), Pond (57), Kurbette (72), Torr (22), Egart (50), Lorke (18), Tatra (6), Tenno (45), Kren (53), Haff (65), Elster (26), Bakken (15), Esel (40), Omar (62), Sieg (31), Jaroschenko (1), Grün (21), Edel (48), Gide (76), Eltern (59), Sperre (10), Laie (34), Earl (43), Sanka (69), Stein (56), Irade (27), Knete (64), Blut (51), Telemann (17), Kies (61), netto (73), Iota (38), Spinat (8), Renn (66).
Senkrecht: Diktat (9), Sopran (75), Alor (25), Medeo (4), Makak (67), Hort (49), Kat (36), Lee (16), Turek (54), Evans (63), Torte (28), Graf (70), Lohe (33), Tell (7), Edam (42), Reederei (11), Antonier (20), Fenchel (52), Triode (39), Regeln (44), Bongos (19), Kajüte (24), Kran (13), SKET (60), Erek (71), Gran (2), Lese (46), Patte (58), Reife (23), Arat (39), Linné (74), Nelson (30), Antrag (47), Rente (68), Dekor (55), Kant (32), Bein (14), Tas (41), Lei (3).

Füllrätsel: 1. Oregon, 2. Poster, 3. Troika, 4. Parole, 5. Marion, 6. Bolero.

Silbenrätsel: 1. Statue, 2. Radiator, 3. Kronos, 4. Tomate, 5. Amaryl, 6. Alizarin, 7. Elter, 8. Klinker, 9. Ressort – Adomaitis.

Magisches Quadrat: 1. Effel, 2. Frage, 3. Faden, 4. Egeln, 5. Lenne.

Einer fehlt: Ameise, Norden, Traum, Halm, Regel, Ahorn, Zahn, Ilias, Trasse. – Anthrazit.

Raten und Rechnen:

8148	:	97	=	84
–		×		+
798	+	66	=	864
7350	–	6402	=	948

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 18) aus Heft 19/1987

Waagerecht: 1. Vis, 3. Babuschkin, 9. Kamow, 12. Eton, 13. iga, 14. Dame, 15. Loris, 16. Sigel, 20. Eloge, 22. Ali, 23. Rate, 24. Werst, 27. Wagen, 30. Heer, 32. Nanga, 34. Etui, 36. Laden, 38. Renn, 40. Erika, 42. Épinal, 43. Trasse, 46. Keil, 48. Kant, 50. Lena, 52. Alsen, 53. Mate, 55. Malta, 58. Abel, 60. Akte, 63. Real, 64. Ulster, 67. Balsam, 70. Laika, 71. Amor, 73. Slawe, 75. Stab, 78. Salta, 81. Emir, 82. Kleid, 84. Tiara, 85. Eule, 86. Bai, 88. Reede, 89. Ernst, 90. Linse, 91. Laut, 93. Geest, 94. Ale, 95. Sode, 96. Renan, 97. Winogradow, 98. Tolstoi.
Senkrecht: 1. Valet, 2. Serow, 3. Bodega, 4. Ana, 5. Umea, 6. Cali, 7. Karmen, 8. Nis, 9. Kasan, 10. Magen, 11. Wolga, 17. Itala, 18. Uwe, 19. Kru, 21. Galan, 25. Etzel, 26. Siele, 28. Ede, 29. Nep, 30. Hel, 31. Enge, 33. Gas, 35. Pik, 37. Niva, 38. Rade, 39. Eta, 41. Kalb, 44. Sole, 45. egal, 46. Kanu, 47. Isis, 49. Tal, 50. Laa, 51. Nota, 53. Maar, 54. TASS, 56. Arasi, 57. Tatar, 58. Art, 59. Elam, 61. Kleie, 62. Eid,, 65. Lea, 66. Titus, 67. Bor, 68. Alk, 69. Mal, 72. Mignon, 74. Wertow, 76. Talent, 77. Bastei, 78. Speer, 79. Lenin, 80. Altan, 83. Debet, 84. Tegel, 86. Berg, 87. Ilja, 90. Lew, 92. Uso.
Lösung: Valentin Dikul

Es gewannen:
1. Preis:
100,00 M — Helmut Kelm, Frankfurt (O.), 1200
2. Preis:
75,00 M — Yvonne Bellmann, Bautzen, 8600
3. Preis:
50,00 M — Christa Schulze, Cottbus, 7500
4.–8. Preis:
je 25,00 M
Günter Kubitzke, Eberswalde-Finow 1, 1300; Ingeborg Gutsch, Spremberg, 7590; Marianne Prahn, Greifswald, 2200; Hildegard Kausch, Halle-Trotha, 4050; Reinhard Wendt, Saalfeld/S., 6800.

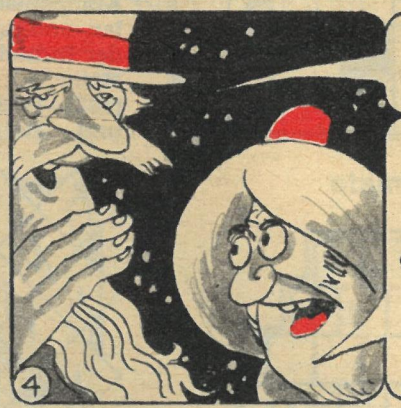
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 15

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Hottab wurde von Tag zu Tag einsilbiger. Er hatte Sehnsucht nach seinem Bruder. Wolka und Shenja gaben sich alle Mühe, ihn aufzuheitern. Vergeblich.

Lange flog Hottab durch Kälte und schwarze Finsternis. Angst überkam ihn. Da tauchte plötzlich ein von der Sonne beleuchteter Körper im All auf...



Welch ein Jammer! Das hast du alles nur deinem Starrsinn zuzuschreiben! Willst du nun bis in alle Ewigkeit sinnlos durch den Himmel kullern?!

Was nützt mir dein Mitleid? Bewundern solltest du mich! Schau nur, von allen Himmelskörpern bin ich der größte, der bedeutendste! Größer als Sonne, Mond und alle Sterne! Weißt du was? Alle Himmelsleuchten haben Satelliten, nur ich noch nicht. Folge mir als Satellit!

Wenn es dir Spaß macht – aber nur ein paar Stunden, es wird mir zu langweilig!

Wenn ich's recht bedenke, bist du für meine Größe auch allzu bescheiden. Ich bin eines größeren Sputniks würdig!

Fortsetzung von Seite 35

Oma Dora

Rotwangig, mit blitzenden Augen, saß Bela neben der alten Frau, die den Kopf gesenkt hielt – alle blickten zu ihnen hin.
Der Film begann, und schon nach einer Minute schlummerte die alte Frau ein. Sie hatte die Hände auf den Stock gelegt, und auf die Hände den Kopf, und nur zweimal hob sie die Augen und blickte auf die Leinwand. Flüchtig, hinter einem fremden Rücken, konnte sie einen schnurrbärtigen Mann erkennen, der unentwegt vor einem Tisch auf und ab ging. Dann erblickte sie Leute, die einen Weg entlangliefen. Und noch einmal tauchte der Schnurrbärtige vor ihr auf: Er lehnte sich aus einem Zugfenster und weinte. Bela saß neben ihr, an sie geschmiegt, heiß, groß und gut duftend. Auch im Halbschlaf betete Oma Dora wie gewohnt zu Gott und dankte ihm. Er hatte all ihrer Qualen gedacht und ihr vor dem Tod einen guten Engel geschickt. Und nun war sie immer satt und sauber und würde, so Gott will, im kommenden Winter in Sauberkeit und in Frieden sterben. Daß sie im Winter sterben würde, das war für sie beschlossene Sache. Und bei dem Gedanken schlief sie richtig ein und träumte von Fischern, die auf einem breiten Fluß ein Netz zogen. Als Oma Dora aufwachte, brannte im Saal Licht, und alle erhoben sich von den Bänken. Bela sah sie mit verweinten Augen an und lachte.
„Aber Oma, bist du eingeschlafen?“ fragte sie fröhlich.
„Ja, bin ich, so eine Schande. Was hab ich altes Weib auch im Kino zu suchen.“
Sie verließen den Saal als letzte. Onkel und Tante erwarteten sie auf der Straße. Der Onkel rauchte eine Papirossa und hielt seine Frau untergefaßt. Alle vier gingen langsam nach Hause. Oma Dora war müde und glücklich, als käme sie nicht aus dem Klubhaus, sondern aus der Kirche – einem heiligen Ort.

3

Der September ging zu Ende, aber die Tage waren noch so schön, daß alle Sommersachen trugen. Oma Dora sagte, so sei es nur noch einmal gewesen, vor etwa fünfzig Jahren. Auf der ganzen Veranda kullerten Äpfel herum, die im Garten aufgesammelt worden waren, und an den Bäumen hingen noch so unendlich viele, daß die Äste bald brachen. Die Tante war ratlos, sie wußte nicht, was sie mit ihnen anfangen sollte. Bela war im Institut angenommen worden und fuhr jetzt jeden Morgen zum Unterricht, so daß Oma Dora allein das Haus hüten mußte. Sie lag schon die zweite Woche krank im Bett und verließ nicht mehr ihr Zimmer. Bela war ins große Zimmer übergesiedelt und schlief dort auf einer neuen Liege, ließ aber ihre Bücher bei Oma Dora und lernte auch dort. Eines Tages saß sie über ihren Mitschriften am Tisch, als die alte Frau plötzlich im Bett herumrutschte und sich aufsetzte.
„Was hast du?“ fragte Bela erstaunt. Sie saß auf dem Stuhl, ein Bein angezogen und die Hände ums Knie gelegt und das andere Bein unterm Tisch ausgestreckt. Der blaue Hausschuh lag neben ihrem kräftigen weißen Fuß mit den gleichmäßigen Zehen. Das Mädchen trug einen hübschen orangefarbenen Schlafanzug mit schwarzen Kullern.
„Warum bist du heute nicht studieren gegangen?“ fragte die alte Frau.
„Heute ist doch Sonntag!“
„Sieh an. Also achten die Menschen Gottes Gebot.“
„Was für ein Gebot, Oma Dora?“
„Das heißt – sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber ruhe aus. An diesem Tag hat der Herr selber ausgeruht“, erklärte die alte Frau. „Wo ist denn bloß mein Stock?“
„Wozu brauchst du ihn?“ wunderte sich Bela.
„Ich will rausgehen, wenigstens noch einmal in der lieben Sonne sitzen. Ich lieg schon viel zu lange.“
„Also bist du wieder gesund? Hurra!“ rief Bela und klatschte in die Hände. „Ich komm mit! Wir gehen zusammen spazieren.“
„Machen wir, aber ja, Wir beide sind ja jetzt wie Braut und Bräutigam, unzertrennlich.“
„Ich bin gleich fertig! Ich zieh mich bloß um!“ rief Bela und rannte ins große Zimmer, kurz darauf war sie zurück und zupfte ihren Manchesterrock zurecht.
Auf einmal wurde es dunkel, offensichtlich hatte sich eine Wolke vor die Sonne geschoben.
„Warum hast du so was Schwarzes angezogen? Du mußt lustige Farben tragen“, sagte die alte Frau zu Bela.
„Was redest du da, Oma! Das ist doch ein roter Rock!“ Bela blickte verwirrt auf Oma Dora und dann auf ihren weinroten Rock.
„Wirklich? Mir kommt er schwarz vor. Komisch! Nun bin ich wohl ganz blind geworden, mir ist so dunkel vor den Augen.“
„Ach, Oma, daß du dich bloß nicht erkältest“, sagte Bela beunruhigt.
„Als ob ich alte Frau mich noch vor Erkältungen fürchten müßte. Gehen wir, Töchterchen, führ mich.“
Onkel und Tante arbeiteten im Garten: der Onkel, in alten Hosen und mit Baskenmütze, harkte trokkenes Laub zusammen, die Tante sammelte Fallobst in ihre Schürze. Sie war dick und hatte gewaltige Brüste. Ihre strubbligen hellblonden Haare leuchteten wunderschön in der Sonne.
Als sie durch die Pforte getreten waren, wollte sich Oma Dora auf die Bank setzen, aber Bela zog sie weiter. Sie hatte auf der Bank den verhaßten Nachbarn gesehen, der seine Zeitung beiseite gelegt hatte und die beiden unter seinem Strohhut hervor anstarrte.
„Komm, Oma, wir gehen noch ein bißchen!“
„Wohin denn gehen? Ich kann auch hier sitzen.“
„Nun komm schon, Oma, bitte! Wir gehen langsam.“
„Na, dann gehen wir eben, wenn du unbedingt willst“, willigte die alte Frau ein.
Ganz langsam, zwischendurch auf Bänken vor fremden Gärten verschnaufend, gingen sie bis ans Ende der Straße und kamen zu einem Wäldchen. In der Luft wirbelte ein trockenes Blatt, zwischen den Stämmen und Zweigen der Birken war der Himmel mit den Wolken zu sehen – blau und weiß. Sie gingen an dem Wäldchen vorbei und gelangten zu einem sanft ansteigenden Hügel. Er war mit mattem herbstlichen Gras bewachsen, und da und dort dunkelten halb entlaubte Büsche. Über dem Gipfel leuchtete ein reiner hoher Himmel mit einer kleinen Wolke.
„Oma, laß uns hinaufsteigen!“ schlug Bela vor.
„Was du für Einfälle hast!“ rief Oma Dora erschrocken. „Wie soll ich denn lebendig da hinaufkommen!“
„Ich trag dich!“ Sogleich hob Bela die alte Frau hoch.
„Laß mich los, du Verrückte!“ Die alte Frau versuchte freizukommen. „Da haben die Leute was zu spotten. Nun schleppt sie die Alte wie eine Katze herum, werden sie sagen. Laß mich runter!“ „Mach ich nicht!“ Bela lachte und stieg leicht und rasch den Hang hinauf. „Hier ist keiner, Oma, niemand sieht uns.“
„Halt dich an mir fest!“ rief sie übermütig. „Sonst fallen wir hin und rollen den Berg hinunter.“
Aber als Bela oben auf dem Gipfel die alte Frau vorsichtig ins trokkene, zottige gelbe Gras gesetzt hatte, starrte sie finster und mißmutig in die Ferne. Sie kniete im Gras, ihre ebenmäßigen langen Arme hingen am Körper herab. Plötzlich stieß sie einen gellenden, unverständlichen Schrei aus, ließ sich fallen, krallte sich ins Gras und schluchzte.
„Ach du mein Herrgott! Was hast du denn, Töchterchen?“ rief die Alte, zu Tode erschrocken.
„Arme Oma!“ flüsterte Bela ins Gras. „Meine arme, arme Oma!“
Als Bela mit der alten Frau auf dem Gipfel angekommen war, hatte sie zu ihrem Entsetzen gemerkt, daß Oma Dora ganz leicht war, noch viel leichter als damals beim Baden. Und da war ihr, als stürzte der Gipfel unter ihren Füßen ein, als flöge sie mit Oma Dora in den Armen abwärts, in tiefe Finsternis, und ein furchtbarer, unbezwinglicher Weinkrampf schüttelte sie. Die alte Frau – die Kummerfalten um den Mund zusammengezogen, die buschigen Brauen hochgehoben – zupfte schweigend den hochgerutschten Rock über Belas warmen strammen Beinen zurecht und bekreuzigte sich.
„Gott hat ihr die Seele eines Engels gegeben. Da tut ihr eine fremde Oma leid, aber was hat sie von der fremden alten Frau?“ murmelte Oma Dora. „Herr, laß sie deiner Gnade teilhaftig werden! Herr, schütze sie!“ flüsterte sie und bekreuzigte immer wieder das auf der Erde liegende Mädchen.
Bela wurde bald still, blieb aber liegen, als sei sie eingeschlafen, und Oma Dora sagte liebevoll:
„Mach dir nicht den Rock dreckig, Belotschka, steh auf, Töchterchen. Ein Tag ist das heute – wie eine Träne Gottes. In den Gemüseschlägen und Gärten wird Kraut und Laub verbrannt. Der Rauch, der ist so gelb und herbstlich. Er überzieht das ganze Land. Und die Äpfel dies Jahr – das gibt eine Ernte, kein Wurm hat sie angerührt, und kein früher Frost hat sie verdorben.“
Bela erhob sich, wischte sich mit dem Taschentuch das Gesicht und schüttelte die Haare zurück. Die Erde, die sich vor ihren verweinten Augen ausbreitete, war ganz gelb. In den Gärten leuchteten zwischen spärlichem Laub üppig und farbenfroh die Äpfel. Hinter der Siedlung flammte purpurrot und gelb der Wald, er erstreckte sich als langer Streifen bis ans Ende der Ebene. Mittendurch bewegte sich die dunkle Kette eines Elektrozuges. Über den Gärten ballte sich Rauch, kräuselte sich in der Luft und zerging in der Höhe. Der Rauch war überhaupt nicht gelb, wie Oma Dora gesagt hatte – er war hell, beinah himmelblau und im Schatten seiner Windungen dunkelblau.
„Oma!“ sagte Bela leise. „Hier ist es schön, nicht wahr?“
„Ja, es ist schön. Die leichten Wölkchen bringen keinen Regen.“
„Wollen wir immer hierhergehen?“
„Das ist ja so beschwerlich“, antwortete die Alte.
Um das Mädchen zu schonen, sprach sie nicht davon, daß sie vielleicht zum letztenmal von der Höhe des Hügels auf Gottes Welt blickte, daß sie im Winter unbedingt sterben mußte... Doch zugleich dachte sie mit sanfter Wehmut: Womöglich lebe ich doch noch ein, zwei Jährchen? Jetzt gab es ja auf Erden einen Menschen, der ihr nahe war und dem sie wohl auch nahestand.
Die für kurze Zeit erloschene Sonne schob sich hinter einer Wolke hervor, entzündete den feinen Saum der weißen Wolke und sandte einen Strahl herab – die Kleidung leuchtete purpurn auf, und das bekannte, das gute und traurige Gesicht lächelte Oma Dora zu. Da begriff sie, daß das menschliche Glück nach Erde und Gräsern riecht, daß es große Ruhe schenkt und daß sich vielleicht sogar die lichten Engel und geflügelten Seraphime im Himmel einzig und untröstlich nach ihm sehnen.

XVI. Festival des sowjetischen Films in der DDR

vom 29. 10. bis 5. 11. 1987
Zentrale Eröffnung
am 29. Oktober, 17.00 Uhr
im Berliner Filmtheater
KOSMOS mit dem Film

Der Durchbruch
Die Havarie, die fast zur Katastrophe führte:
Wasser im Metro-Schacht! Gefahr für Leningrad! –
Ein Protokoll über 24 aufregende Stunden.
Regie: Dmitri Swetosarow

Außerdem im Programm:

Briefe eines toten Mannes
Atomares Inferno – Vision des Undenkbaren.
Der Schmerz der Zeit und ihre Hoffnung. Ein Menetekel.
Rolan Bykow in der Hauptrolle dieses international preisgekrönten Films.
Regie: Konstantin Lopuschanski

Ein Regenschirm für Verliebte
Variationen auf ein ewiges Thema. Die Pflicht und die Kür und der viel zu kurze Sprung in den siebenten Himmel.
Regie: Rodion Nachapetow

Vogelscheuche
Kinderspiele – Zerrspiegel unserer Erwachsenenwelt?
Ein Film stellt unbequeme Fragen.
Regie: Rolan Bykow

Wie jung wir waren
Eine Liebesgeschichte vor mehr als zweieinhalb Jahrzehnten.
Die poetische Sicht der heute 50jährigen auf eine unwiederbringliche Zeit.
Regie: Michail Belikow

Abschied von Matjora
Eine Insel im Strom.
Ein Dorf auf der Insel – Matjora.
Winzig auf dieser Erde, aber groß genug für Fragen der Menschheit.
Regie: Elem Klimow

Neun Tage eines Jahres
Vom Nutzen aller verbleibenden Zeit und vom bleibenden Nutzen für alle Zeit.
Alexej Batalow, Tatjana Lawrowa und Innokenti Smoktunowski in dem 1962 international preisgekrönten Film.
Regie: Michail Romm

Freunde verrät man nicht
Ein KINDERFILM
über ein Pferd im Neubaugebiet, einen kleinen Jungen und einen sonderbaren Großvater.
Regie: Abdurachim Kudossow
und Janus Jussupow

Progress Film-Verleih

KBK

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglickeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86

Der stachlige Kaulbarsch

Hört, was in einem alten Gerichtsbericht geschrieben steht: „Ihr Herren Richter, Stör und Hausen, hört mich an! Ich, die Brasse, Tochter einer der angesehensten Bojarenfamilien des Rostower Sees, bitte Euch untertänigst im Namen meiner Freunde um Beistand. Unsere Klage gilt dem bösen Kaulbarsch, dem Stachligen, dem Lügner und Angeber. Zu allen Zeiten gehörte der Rostower See uns. Dieser Kaulbarsch aber, selbst klein von Wuchs, doch an Rücken und Kopf mit grausamen Stacheln bestückt, vermehrte sich wie toll in den Flüssen und Seen. Er raubte uns unseren Rostower See und nahm uns unser Wohlbefinden. Er fällt in unsere Gründe ein, bohrt sich mit seinen spitzen, harten Stacheln in unsere Seiten und bricht uns unsere Gräten. Er treibt sein Unwesen überall und benimmt sich wie einer, der vom rechten Wege abgekommen ist. Wir aber sind gottesfürchtige Wesen, verstehen uns nicht auf Hinterlist, wollen uns auch nicht mit üblem Volk herumzanken, auf daß dies uns zur Last werde. Deshalb verneigen wir uns vor Euch, Ihr hohen Richter, und bitten um gerechten Beistand."

Die Richter wandten sich an den Angeklagten: „Bist du, Kaulbarsch, bereit, der Brasse Rede und Antwort zu stehen?" Dieser erwiderte: „Ich antworte für mich und meine Kameraden, indem ich daran erinnere, daß dieser Rostower See in alten Zeiten unseren Großvätern gehörte und noch bis ins Heute die Heimstatt der Unsrigen war. Die Brasse jedoch lebte seit jeher auf dem tiefen Grund des Sees. Niemals tauchte sie zum Tageslicht empor. Ich, der Kaulbarsch, bin weder ein Unruhestifter noch ein Dieb, weder Gewalttäter noch Räuber und hatte nie im Leben jemals etwas mit der Gerichtsbarkeit zu schaffen. Ich bin gutmütig und ernähre mich durch eigene Arbeit. Bin bekannt und beliebt bei den Menschen unterschiedlichster Herkunft. Adlige, Beamte und Angestellte kaufen mich für viel Geld. Man bereitet mich zu mit Pfeffer und mit Safran. Man reicht mich zu großen Gelagen, und viele gute Erdenmenschen wollen mich als Delikatesse zum Katerfrühstück nicht missen." Das Gericht wandte sich daraufhin an die Klägerin: „Brasse, worin unterscheidest du dich von dem Angeklagten?"

„Ich unterscheide mich von diesem da, daß Gott mein Zeuge sei, dadurch, daß ich Euch, gerechte Richter, die reine Wahrheit sage." Nach Zeugen befragt, fuhr die Brasse fort: „Ich kann die untadelige Renke benennen. Sie lebt in dem Fluß Narwa, und auch die Große Maräne aus dem Fluß Wolchow im Nowgoroder Gebiet kann Zeugnis ablegen."

Der Kaulbarsch aber gab zu Protokoll: „Auf solche hohen Herren können wir uns, ehrenwertes Gericht, leider nicht berufen. Der Fisch Renke und der Fisch Maräne sind reiche Leute, und ihre Mägen kennen keinen Hunger. Auch die Brasse ist von hoher Geburt und versteht es, sich ins rechte Licht zu setzen. Allerdings hat eine Feindschaft mit den genannten niemals bestanden. Doch auch als Entlastungszeugen können wir uns nicht auf sie berufen, denn die Renke und die Große Maräne sind einflußreicher und höher gestellt als wir, und auch die Brasse gehört zu ihnen. Sie wollen uns, die wir niedriggestellter sind als sie, durch diesen Prozeß vernichten, was ihnen jedoch nicht gelingen möge!"

Und wieder wurde die Brasse gehört: „Sprich, gibt es noch jemanden, der über die Zustände im Rostower See und in den Flüssen und Quellen Auskunft geben könnte?"

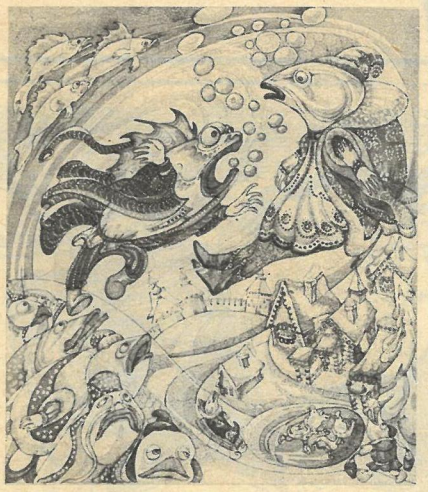
„Ich kann den untadeligen Hering benennen." Da rief der Kaulbarsch: „Die Renke, die Große Maräne und der Hering sind gar dicke Freunde, und auch die Brasse gehört zu ihnen. Sie trinken und sie speisen zusammen an einer Tafel – wir, die Kaulbarsche, existieren für diesen Kreis überhaupt nicht, sie halten uns ihrer für unwürdig!"

Da schickten die Richter den Rotbarsch als Gerichtsvollzieher mit dem Befehl los, den Hering zur Vernehmung in den Zeugenstand zu bringen und mit ihm die Aalquappe als Sachverständige...

Als der Rotbarsch der Aalquappe die Aufforderung des Gerichts überbrachte, begann diese ihm goldene Berge zu versprechen, wenn er sie nur in Frieden ließe: „Herr Rotbarsch, ich eigne mich wirklich nicht zur Sachverständigen. Ich trage einen Wanst vor mir her, der mir das Gehen fast unmöglich macht. Meine Augen sind so winzig, daß ich ganz kurzsichtig bin. Meine Lippen sind so wülstig und meine Worte nur Genuschel und keinem ehrenwerten Bürger verständlich."

Als der Rotbarsch in den Gerichtssaal zurückkehrte, brachte er die Herren Aland und Döbel als Sachverständige mit und den Hering als Zeugen. Dieser wandte sich wie folgt an das Hohe Gericht: „Ihr Herren Richter, es ist allweit bekannt, daß es sich bei der Brasse um eine brave, gottesfürchtige Bürgerin handelt, die aus eigener Kraft heraus lebt und nicht durch fremder Leute Arbeit. Der Kaulbarsch aber ist, Ihr gerechten Herren, ein stachliger, widerborstiger Bösewicht."

Da trat der Bruder des Störs unaufgefordert in den Zeugenstand. „Ich, Ihr Herren Richter, bin von Euch weder als Zeuge noch als Sachverständiger berufen. Freiwillig ist daher meine Aussage. Gehört habe ich von diesem Kaulbarsch, genannt in den russischen Gewässern auch Jorsch, daß mancherorts aus ihm die Ucha gekocht werde. Doch beginnt man hungrig diese Suppe zu löffeln, ist man nur noch mit Spucken beschäftigt. Berichten aber will ich Euch von großem Ungemach, welches mir persönlich widerfuhr: Als ich durch den Fluß Wolga zum Rostower See zog, traf ich unterwegs diesen da, den Kaulbarsch, und er begrüßte mich wie einen Bruder. Ich vermutete keine Hinterlist, und es war auch niemand in der Nähe, den ich hätte über ihn befragen können. Er aber wandte sich mit folgenden Worten an mich: ‚Wohin, Stör, Bruderherz!'



Die Märchenillustration findet ihr auf Seite 56

Die Russen

...sind das zahlenmäßig größte Volk der Sowjetunion. Sie verteilen sich über das ganze Gebiet des Landes. Russen war ursprünglich die Bezeichnung für alle drei ostslawischen Völker: für die Russen, die Ukrainer und die Belorussen. Der Name „Rus" oder „Ros" wird in den ältesten Zeugnissen aus dem 7. Jahrhundert für eine große Stammesvereinigung, die im mittleren Dneprgebiet siedelte, verwandt. Die Formierung der drei Völker erfolgte erst im 15. Jahrhundert. Die Russen sind heute hauptsächlich beheimatet in der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, eine besondere Dichte weisen sie im europäischen Teil der RSFSR auf, Kurzbezeichnung: Russische Föderation.

GEGRÜNDET am 7. 11. 1917

BEVÖLKERUNG: Die Russische Föderation hat 137 500 000 Einwohner, 137 397 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Russen (Volkszählung 1979).

LAGE: Die Russische Föderation liegt im Osten Europas und im Norden Asiens.

TERRITORIUM: Die RSFSR ist die größte Unionsrepublik, ihre Fläche beträgt 17 075 400 km² (zum Vergleich: die DDR ist 108 178 km² groß)

HAUPTSTADT: Moskau

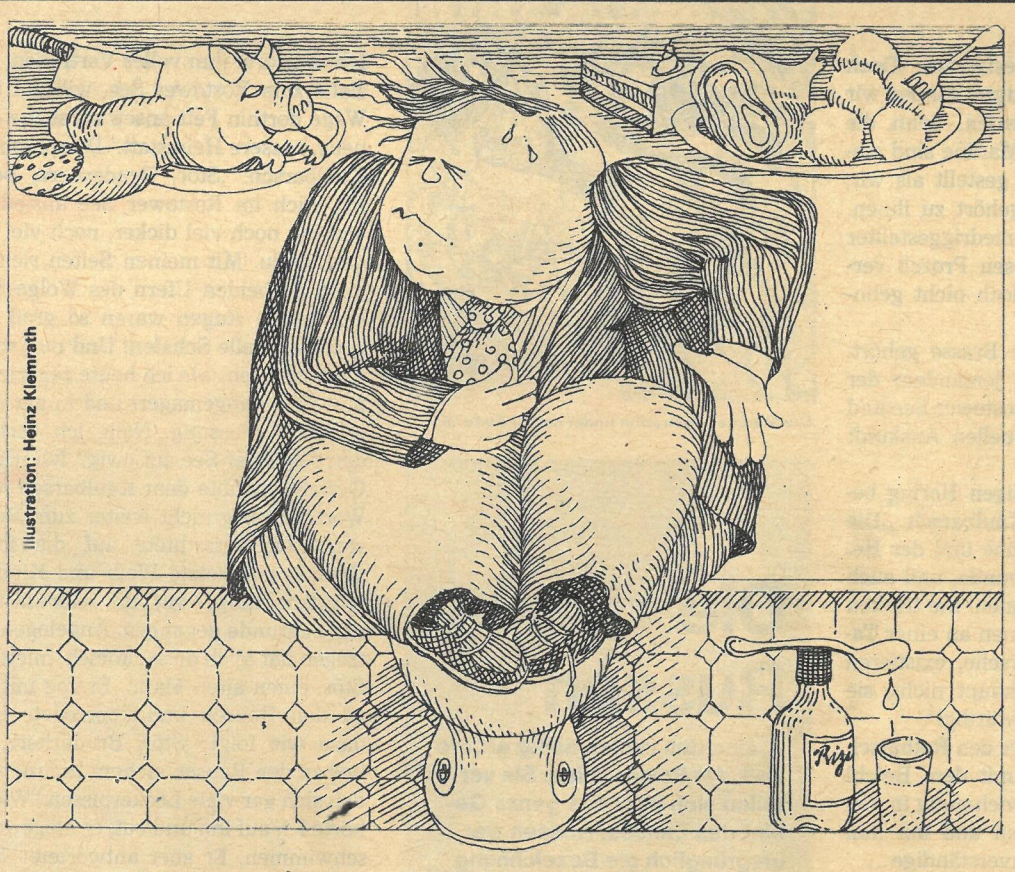
Ich antworte ihm voller Vertrauen: ‚Ich ziehe zum Rostower See, will auf dem Wege dorthin Fett ansetzen, suche eine neue, bessere Heimstatt.' Da sprach der Kaulbarsch: ‚Stör, Bruderherz, bevor ich mich im Rostower See ansiedelte, war ich noch viel dicker, noch viel länger als du. Mit meinen Seiten rieb ich mich an beiden Ufern des Wolga-Flusses, meine Augen waren so groß und rund wie volle Schalen! Und nun schau mich an! Sieh, wie ich heute zugerichtet bin! Völlig abgemagert und in gar armseliger Verfassung. Nein, ich verlasse den Rostower See auf ewig.' Ich, Hohes Gericht, glaubte dem Kaulbarsch jedes Wort und zog nicht weiter zum Rostower See, verzichtete auf die fetten Gründe und setzte Weib und Kind somit dem Hunger aus, bin selbst fast daran zugrunde gegangen. Angelogen, betrogen hat mich dieser Jorsch, mich, der Stör, einen alten Mann. Er zog mit mir zu den Reusen und überredete mich dazu wie folgt: ‚Stör, Bruderherz, laß uns zu den Reusen ziehen. In ihnen finden sich gar viele Leckerbissen.' Wieder hörte ich auf ihn und bat, er möge voran schwimmen. Er aber antwortete: ‚Stör, Bruderherz, seit wann läßt der große Bruder dem kleinen den Vortritt?' Mir schienen diese Worte bescheiden. Also schwamm ich als erster in die Reusen hinein. Schwamm in ihnen umher, bis ich mich ganz verheddert hatte. Denn wie der Hof eines Bojaren ist solch eine Reuse. Weit sind die Tore und leicht ist es, durch sie hindurch zu gelangen. Doch eng, zu eng werden sie, will man wieder durch sie hinaus. Der Kaulbarsch aber schlüpfte durch die Maschen ins freie Gewässer zurück und machte sich lauthals über mich lustig: ‚Bruderherz, nichts für ungut, nimm's mir nicht krumm!' Und als die Fischer mit Knüppeln nach meinem Kopf schlugen, da hörte ich ihn rufen: ‚Stör, Bruderherz, um Christi Willen, halt's aus!' Übel hat mir dieser Unhold mitgespielt, und ihn zu bestrafen, wäre mehr als gerecht!"

Nachdem nun die Richter sich den Streitfall von Anfang bis Ende angehört hatten, fällten sie folgendes Urteil: Die Brasse sei mit ihren Freunden freizulassen. Jorsch, der Kaulbarsch, aber sei zu verurteilen wegen Räuberei, Betrug und Angeberei. Die Bestrafung habe öffentlich zu erfolgen. Der Kaulbarsch werde ausgepeitscht und anschließend in die heiße Sonne gehängt...

Außerdem verkündete das Gericht, daß überall dort in den Fischgründen, wo man des Kaulbarsches habhaft werde, dieser künftig ohne Gerichtsverhandlung abzuurteilen sei.

Als der Kaulbarsch das Urteil vernahm, spuckte er den Richtern ins Gesicht und machte sich auf Nimmerwiedersehen davon.

Die Auswahl der Märchen für diese Serie erfolgte durch Gabriele Kleiner, die auch die Übersetzung aus dem Russischen besorgte. Redaktion: Gisela Reller



Wie wichtig ist gute Verdauung?

Gut gekaut ist halb verdaut

Für Gesundheit, Wohlbefinden und eine erfolgreiche Gewichtsreduktion ist gute Verdauung eine wichtige Voraussetzung. Da die Verdauungsorgane von den ersten Lebensjahren an gemischte Kost gewöhnt sind, ist sie auch die beste Grundlage für jede Reduktionskost. Die Bestandteile einer gemischten Kost – also Lebensmittel pflanzlicher und tierischer Herkunft – haben die Wirksamkeit der Verdauungssäfte (Speichel, Magensaft, Gallenflüssigkeit, Bauchspeicheldrüsensaft, Darmsaft) geprägt. Diese bauen die Eiweiße, Fette und Kohlenhydrate ab und sorgen so für eine gute Verwertung der Nahrung. Schon Auswahl, Zubereitung und Anrichten der Speisen lösen erste Reaktionen der Verdauungsorgane aus. Speichel beginnt sich zu bilden, es läuft einem sozusagen das Wasser im Munde zusammen, und der Magen knurrt. Je feiner zerkleinert und gut eingespeichelt die einzelnen Bissen in den Magen und danach in den Darm gelangen, desto reibungsloser ist der Ablauf, desto besser die Verwertung. Dieser Prozeß vollzieht sich während und nach jeder Mahlzeit von neuem. Daran gewöhnen sich alle Stoffwechselorgane.

Für die regelmäßige und ausreichende Bildung von Verdauungssäften ist bei allen Ernährungsformen, auch der Reduktionskost, ein gleichmäßiger Mahlzeitenrhythmus besonders wichtig. Dabei gilt die Regel, daß viele kleine Mahlzeiten die Verdauungsvorgänge in günstiger Weise anregen. Wenige umfangreiche (zu fette und zu süße) Mahlzeiten führen auf die Dauer zur Überlastung der Verdauungs- und Stoffwechselorgane. Auf diese Weise kann es sogar dann zu Stoffwechselentgleisungen kommen, wenn man sich seinem normalen Energiebedarf entsprechend ernährt.

Langjährige Untersuchungen haben ergeben, daß viele extrem Übergewichtige weniger als drei Mahlzeiten einnehmen und dabei nicht mehr Nahrungsenergie aufnehmen als vergleichbare normalgewichtige Personen. Die gute Verdauung einer energiereduzierten gemischten Kost hängt vor allem auch von ihrem Ballaststoffgehalt ab. Deshalb sollte man zur Gewichtsreduktion solche Lebensmittel wie Vollkornprodukte, Hafer- und Weizenflocken, Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst in ausreichender Menge verzehren. Ballaststoffe können von den Verdauungssäften nicht abgebaut werden. Sie passieren Magen und Darm unverändert, üben mechanische Reize auf die Innenwände des Verdauungskanals aus und fördern dadurch die Darmbewegungen. Auf diese Weise wird eine Verstopfung im Verlauf der Schlankheitskur verhindert. Nicht ratsam ist die Anwendung von Abführmitteln während einer Reduktionsdiät. Besonders intensiv wirkende Mittel, wie zum Beispiel Rizinusöl, Kalomel (eine Quecksilberverbindung) oder Krotonöl, können zu Blutungen und Entzündungen der Darmwand führen. Statt dessen sind ausreichende körperliche Bewegung und regelmäßige Flüssigkeitsaufnahme die besseren verdauungsfördernden Maßnahmen.

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 12

Im nächsten Heft: Ernährung für Kraftfahrer

Kandare oder sanfte Tour?

Wie man Redukal sinnvoll zum Abnehmen nutzen kann, schrieb Professor Ketz schon in Ihrer Serie („Gesünder leben", FW 16/87). Was hält er von Appetitszüglern?

Ursula Schulz, Berlin

Gegenüber einer sachgemäßen Anwendung von Redukal sind Appetitszügler rundherum abzulehnen. Es handelt sich dabei um chemische Verbindungen, sogenannte Ephedrinabkömmlinge, die nach Einnahme über das Blut ins Gehirn transportiert werden und das appetitregulierende Nervenzentrum hemmen. Darüber hinaus kommt es zu einer anregenden Wirkung mit dem Gefühl erhöhten Leistungsvermögens. Diese Nebenwirkungen empfindet man als angenehm. Dadurch entsteht das Bedürfnis nach wiederholter Einnahme und damit die Gefahr der Entstehung von Sucht und Mißbrauch dieses Medikaments. Solche Präparate werden deshalb vom Arzt auf Rezept und nur für einen begrenzten Zeitraum verschrieben. Erfahrungsgemäß kommt es nach dem Absetzen außerdem zu einer Gegenreaktion im Körper: verstärkter Appetit und Heißhunger. Das macht den Erfolg der Gewichtsabnahme in kurzer Zeit zunichte. Man sollte also seinen Appetit besser mit energischer Willensanstrengung an die Kandare nehmen oder ihm auf die sanfte Tour mit energiearmen Happen (Mohrrüben oder Äpfeln) das Vorpreschen abgewöhnen.

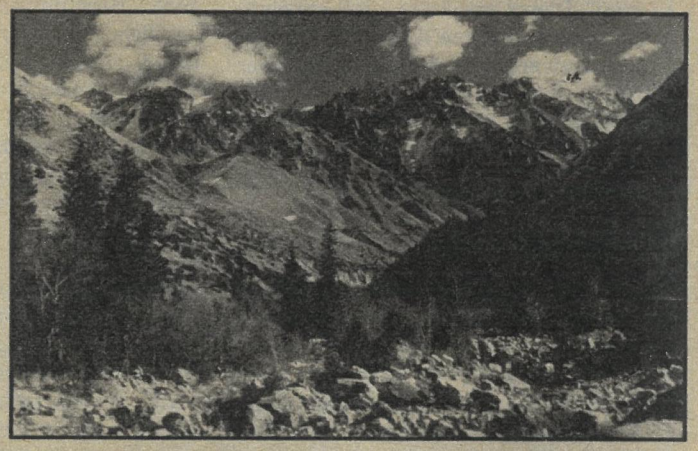
Prof. Dr. H.-A. Ketz

Dame im Kühlschrank

Vergeblich suchten wir in der FREIEN WELT nach einem Bericht über die Durchquerung der Beringstraße durch eine amerikanische Schwimmerin…

H. Schierhorn, Dresden

Hier ist er – auf Ihren Wunsch: Lynn Cox (30 Jahre alt, 1,71 m groß, 100 kg schwer) durchschwamm am 7. 8. 1987 bei



Reisefotowettbewerb

Die Jury – Vertreter der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, vom Reisebüro der DDR, von Intourist und FREIE WELT – wird es nicht leicht haben, die vielen Einsendungen zu bewerten und die Preisverleihung vorzunehmen. Hier wieder zwei Beispiele: Eine Troika gehört zum Fest „Russischer Winter" – Jost Ludwig, Schneeberg; Vielvölkerstaat UdSSR – auf dem Flugplatz von Lwow in der Ukrainischen SSR erregt orientalisches Aussehen keinerlei Aufsehen – Christian Günther, Leipzig.

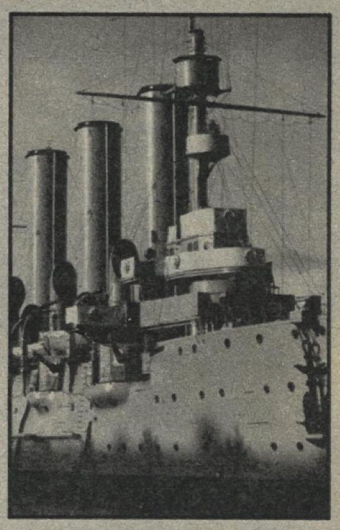
dichtem Nebel, 7 Grad Wasser- und 10 Grad Lufttemperatur die Beringstraße zwischen der Alaska vorgelagerten Kleinen Diomedes-Insel und der sowjetischen Ratmanow-Insel. Die geographische Entfernung beträgt 4160 m, aber da Lynn Cox durch die Strömung immer wieder abgetrieben wurde, legte sie in 2:06 Stunden praktisch die doppelte Distanz zurück. Von mehreren mit sowjetischen und amerikanischen Ärzten, Journalisten und Trainern besetzten Booten begleitet, überstand sie mit einer ihren Körper bedeckenden Ölschicht die Tortur schadlos. Ihr Heimtrainer in Los Alamitos wies darauf hin, daß sich Cox für Unternehmungen bei extrem niedriger Wassertemperatur besonders eignet. Bei einem derartigen Test zeigte sie sich als einzige Frau einmal allen Männern überlegen, nachdem diese wegen Unterkühlung aufgeben mußten. Sie war übrigens die erste Frau, die die Cookstraße (Neuseeland) durchschwamm. Auch war sie schon bei der Durchquerung der Magellan-Straße (Südamerika) dabei.

Hans-Richard Vollbrecht

Südlich von Frunse

Die Bergwelt, in der Ihr Redaktionsschreibfreund Beische Assylbekow zu Hause ist, habe ich kennengelernt (siehe auch „Hinter den sieben Bergen…", FW 21/87). Meine Aufnahme (Foto links) entstand im Alataugebirge in der Kirgisischen SSR.

Gerhard Lucht, Berlin



Im Wellentunnel

Vielen Dank für den Bericht über die Wiederkehr der „Aurora" („300 Jahre Garantie", FW 18/87). Mich würde interessieren, was da zu finden ist, wo früher die Maschinen waren.

Dieter Weißbach, Bad Doberan

Die Untersuchung der Archivdokumente und erhaltenen gebliebener Ausrüstungen ließ den Gedanken aufkommen, unter dem Zwischendeck eine Art Museum des russischen Schiffsbaus einzurichten. Hier befanden sich Kessel und Maschinen, das Rudersystem und die Schraubenwellen. Die Offiziere mieden die Gluthitze dieses Bereichs. Deshalb fanden in einem der Wellentunnel die Sitzungen des Schiffskomitees der Matrosen statt, auch die Bolschewiki der „Aurora" trafen sich dort. Damit sich Besucher mit der Technik jener Zeit und den Arbeitsbedingungen der Matrosen bekannt machen können, wird man im Maschinenraum unter anderem die Modelle zweier Kesselanlagen vorfinden sowie imitierte Arbeitsverhältnisse – Kohlehaufen, Schlacke, Widerschein des Feuers unter den Kesseln, Handgerät der Heizer, ausgenommen die Temperatur, sie bleibt erträglich. Neben dem Maschinenraum liegt der Ruderraum. Die Rudermaschine bedurfte keiner großen Reparatur, Telegraph und Telefone wurden ähnlichen Apparaten vom Anfang unseres Jahrhunderts nachgestaltet. Unser Foto: die rekonstruierte „Aurora".

(Nach „Wissenschaft in der UdSSR", 6/86)

Eisige Fata Morgana

Mit Interesse las ich den „funkspruch von der kudlai: wir sitzen fest" (FW 19/87). Enttäuschend jedoch einige Angaben: Kap Tscheljuskin ist nicht der nördlichste Punkt Europas – es liegt auf dem asiatischen Kontinent. Das Schiff bewegt sich nicht zwischen westlichen Längengraden – dann hätte es sich nämlich im Bereich der kanadischen Königin-Elisabeth-Inseln befinden müssen.

Rudolf Kneip, Zechow

Was immer diese totale geographische Verwirrung angerichtet hat – wir entschuldigen uns für unsere Versehen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch darauf hinweisen, daß der Beitrag mit freundlicher Unterstützung der Presseagentur NOWOSTI entstand.

Preisfrage

Heft 22/87

Wie heißen die beiden alten Eheleute aus der Erzählung „Im Zeichen des Unheils"?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 24/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 4. November 1987. Auflösung von Heft 20/87: Der Ural. Wir gratulieren Hubert Bergmann, Senftenberg.

Botanik 4

So war es richtig in Heft 20/87: Schutz vorwiegend vor Austrocknung (a). Es gewannen: 100 M – G. Stober, Gera; 75 M – B. Gitter, Jena; je 50 M – H.-J. Bargenda, Friedrichshain (NL); I. Böhme, Dresden; E. Herzog, Freiberg.

Wer schreibt uns?

Anatol Sakatucha, 37 Jahre alt, Kakteenliebhaber, sucht Briefwechselpartner, die ebenfalls dem „stachligen Hobby" frönen. UdSSR, Ukrainische SSR, 325 032 Cherson, ul. Kolzowa 47, kw. 6

Viktor Werewkin wünscht Briefwechsel in russischer Sprache und möchte Schauspielerfotos tauschen. UdSSR, 646 404 Omskaja oblast, Sargatski rajon, s. Werbljushje

Ruth Majauskaite, 13 Jahre alt, UdSSR, Litauische SSR, 234 061 Elektrenaj, ul. Schwessoje 5-23

Ljudmila Kaschkur, 20 Jahre alt, sammelt Seifen und deren Verpackungen, sucht Brieffreundschaften in der DDR. UdSSR, Lettische SSR, 228 200 Jekabpils, ul. Wiessites 47-6

Mariusz Łubinski, 26 Jahre alt, sammelt Ansichtskarten und Schallplatten, Hobbys: Literatur, Musik, Touristik, wünscht Briefwechsel in russischer, deutscher oder französischer Sprache, VR Polen, 53-320 Wrocław, ul. Wandy 7/24

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Volkmar Billeb, DDR/F; Vignette: Martin Kotsch

Sie fragen wir antworten

Heute: Hamlet in Bluejeans

In der FW 16/87 fand ich auf den KONKRET-Seiten einen Vermerk über Wladimir Wyssozki. Ich möchte gern mehr über diesen sowjetischen Schauspieler,

Dichter und Sänger erfahren, um als Kulturverantwortliche in meiner Gewerkschaftsgruppe über ihn berichten zu können.

Johanna Weiß, Karl-Marx-Stadt

Wladimir Wyssozki (1938–80), Sohn eines Berufsoffiziers, verheiratet mit der französischen Schauspielerin Marina Vlady, wuchs nach einer vaterlosen Kindheit in der Nachkriegszeit in Moskau auf. Er begann sich schon früh für soziale Probleme zu interessieren. Noch bevor er am Künstlertheater lernte (später wurde seine Verkörperung des Hamlet berühmt), begann er Lieder zur Gitarre zu schreiben, im Stil von Balladen. Elemente des Gaunerliedes und der Parodie verband er mit der theatralischen Aktion eines exzentrischen Verwandlungskünstlers. Mit seinem rauchigen Sprechgesang versetzte er sich jeweils in die Rolle seines Liedhelden, sei er nun Heizer, Klempner, Soldat, Seiltänzer oder Trinker. Der ironische Spott und der Ernst seiner Verse, vor allem aber ihre Ehrlichkeit, verhalfen ihm zu großer Popularität. „Im Unterschied zu einem Menschen kann ein Lied sehr lange leben, denn man kann ihm das Leben verlängern", sagte er einmal, und in diesem Sinne riß Wyssozkis Stimme nur bedingt ab. Im Verlag Neues Leben erschienen das Poesiealbum 201 (1984), die Erzählungen „Scharfe Kurve" (1983) und „Der Schuß vom Adlerhügel" (1986). TEMPERAMENTE 1/84 veröffentlichte Lieder und Selbstaussagen.

Ihr Leserforum

Bevor es im Kreuz kracht und
im Gelenk knirscht

Kraft im Bizeps Saft im Trizeps

Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar (Text)
und Detlef Christel (Fotos)

Ich erinnere mich noch genau: Überall hieß er nur der „Ziehmann“. Seinen bürgerlichen Namen Schulze habe ich erst viel später erfahren. Sein Haus am Rande meiner Heimatstadt wurde vor gut 30 Jahren ab fünf Uhr morgens regelrecht belagert – Bauern aus den umliegenden Dörfern, die sich in Feld, Hof oder Stall verhoben hatten, Städter, die nicht mehr richtig aus der Hüfte kamen. Er half ihnen, indem er Gelenke und Wirbel richtete. Knacksen mußte es, dann fühlte man sich gleich besser. Ein Medizinstudium hatte unser Chiropraktiker – wie die korrekte Berufsbezeichnung heißt – nicht absolviert. Sein Können basierte auf Familientradition und Erfahrung.

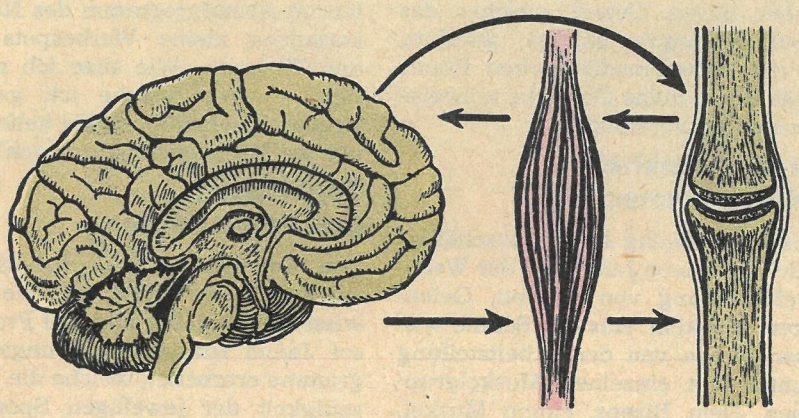
Doch die Arbeit der Chiropraktiker, auch der heutigen, hat einen Haken, sie beschäftigen sich nur mit dem „verknacksten“ Gelenk, mit dem fehlgestellten Wirbel, sie behandeln aber nicht die Ursachen. Diese liegen in einem bestimmten Zusammenspiel der zur Verkürzung neigenden und der sich dehnenden Muskeln. Das herausgefunden zu haben, ist das Verdienst eines Arztes aus Prag: Prof. Dr. Vladimir Janda. Er hat damit die Chiropraxis vom Kopf auf die Füße gestellt. Er fragte nicht: „Was tut weh, sondern warum tut es weh?“ Und ging damit der Quelle der Beschwerden nach. Seine Erkenntnis ist unten grafisch dargestellt: Vom Gehirn gehen über die Nerven die Befehle, etwas in Bewegung zu setzen, zum Gelenk – aber über die Zwischenstation Muskel. Arbeiten sie nicht oder schlecht, bewegt sich gar nichts. Nehmen wir das Aufstehen früh am Morgen. Haben wir den Wecker gehört, hat also unser Gehirn das Signal entgegengenommen, kommen 600 Nerven in Gang, die etwa 40 Muskeln arbeiten lassen, damit schließlich 200 Knochen und Knöchelchen bewegt werden können.

Der Kreislauf Gehirn–Gelenk ist also erst über den Muskel geschlossen. Das Gelenk allein wäre wie ein Auto ohne Räder. Erst durch den Muskel bewegt es sich. Diese Erkenntnis allein lockt noch keinen hinter dem Ofen vor. Aber Professor Janda erkannte die Zusammenhänge zwischen denen zur Verkürzung oder zum Dehnen neigenden Muskeln neu: Die immer schon aktiveren, sich verkürzenden wie der Rückstrecker oder der obere Trapezmuskel müssen gebremst und ihre Gegenspieler, die Bauchmuskeln oder der tiefe Halsbeuger, müssen trainiert, gekräftigt werden. Gelenke sind dem Verschleiß durch die Jahre unterworfen, sie nutzen sich mit zunehmendem Alter ab. Sind dann die Muskeln nicht auf bestimmte Art trainiert, können sie ihre Funktion als Puffer nicht erfüllen. Das Gelenk wird nicht mehr genügend geschont, die Folge sind Schmerzen im Kreuz, Knie, im Nacken…

Die Muskeln und ihre Aktivierung in einer festgelegten Reihenfolge sind also ein Schlüssel zu unserem Wohlbefinden. Doch wie viele Ärzte, so konstatiert Professor Janda, verabreichen bei Kreuzschmerzen nur Schmerzmittel, Packungen, Spritzen oder verordnen allgemeine Bewegungsübungen. Dann ist die Behandlung für sie beendet, wo es am wichtigsten wäre, die Ursachen zu beseitigen oder zu mildern, indem sie speziell die schlaffen, quergestreiften Bauchmuskeln durch Training kräftigen.

Das erste Buch des Studenten Janda

Wir sitzen im winzigen Arbeitszimmer Professor Jandas in Prag-Vínohrad, wo er die Universitätsklinik für Rehabilitation leitet. Es ist voller raumhoher Schränke. Aus ihnen läßt sich sogar noch eine Behandlungsliege herausklappen, wie wir später sehen konnten. Eine Wand füllen Professor Jandas Auszeichnungen, Ehrendoktorernennungen und Diplome in vielen Sprachen, darunter auch aus der DDR. Wie er zu seinem Forschungsgegenstand Muskel gekommen ist? In fließendem Deutsch erzählt der Arzt: „Ich hatte als Junge Kinderlähmung und habe Medizin studiert, um anderen an Polyomeritis erkrankten Kindern helfen zu



Alle Signale vom Gehirn ans Gelenk (siehe großer Pfeil) werden über die Muskeln verarbeitet. Deren wichtige Funktion in diesem System (kleine Pfeile) stellte Professor Janda besonders heraus. Er bewies, wie wichtig bei bewegungsarmer Lebensweise Muskeltraining ist.

Kraft im Bizeps — Saft im Trizeps

können. Die Tschechoslowakei war aber eines der ersten Länder in Europa, das die Schluckimpfung gegen Kinderlähmung einführte. Ich wäre also ohne Arbeit gewesen, hätte ich mich nicht den Muskeln, die mich noch immer interessierten, zugewandt." Noch als Student, sagt der Professor, besaß er die „Frechheit", ein medizinisches Buch „Muskelfunktionen" zu schreiben. Er versuchte damit, gestandenen Medizinern einen Leitfaden zur Diagnose in die Hand zu geben, beschrieb darin die Funktion verschiedener Muskelgruppen. Mit dem vorwitzigen angehenden Arzt gingen die Examinatoren fortan härter ins Gericht. Doch das störte ihn nicht. Er habe wohl schon immer den Hang zum Individuellen gehabt, meint Professor Janda, habe mit 16 Jahren geraucht, und als andere Studenten während der Anatomieprüfungen damit anfingen, hörte er damit auf. Janda wurde Neurologe, damals etwas Besonderes. Aber er blieb über die Neurologie seinem Thema, dem Muskel, treu. Konnte nun noch besser erforschen, wie das Zusammenspiel Nerv–Muskel funktioniert und wie sich Nervenstörungen, Lähmungen durch Unfälle, Schlagfluß auf Arme, Beine, Kreuz auswirken. Er fand als erster heraus, daß nicht Skelett und Gelenke, sondern die Muskeln das Primat im Bewegungsapparat haben. Auf diese Weise brach er mit einer alten Ansicht der Schulmedizin, die mitunter heute noch geäußert wird. Allmählich gelang es ihm, ein neues klinisches Gebiet zu entwikkeln. Es heißt heute: funktionale Pathologie des Bewegungssystems. Jetzt gibt es kaum noch ein ernstzunehmendes medizinisches Werk über dieses Gebiet, welches das Schlüsselorgan Muskel ignoriert, auch in der medizinischen Praxis hat sich Jandas Gedanke teilweise schon durchgesetzt.

Volkskrankheit Kreuzschmerzen

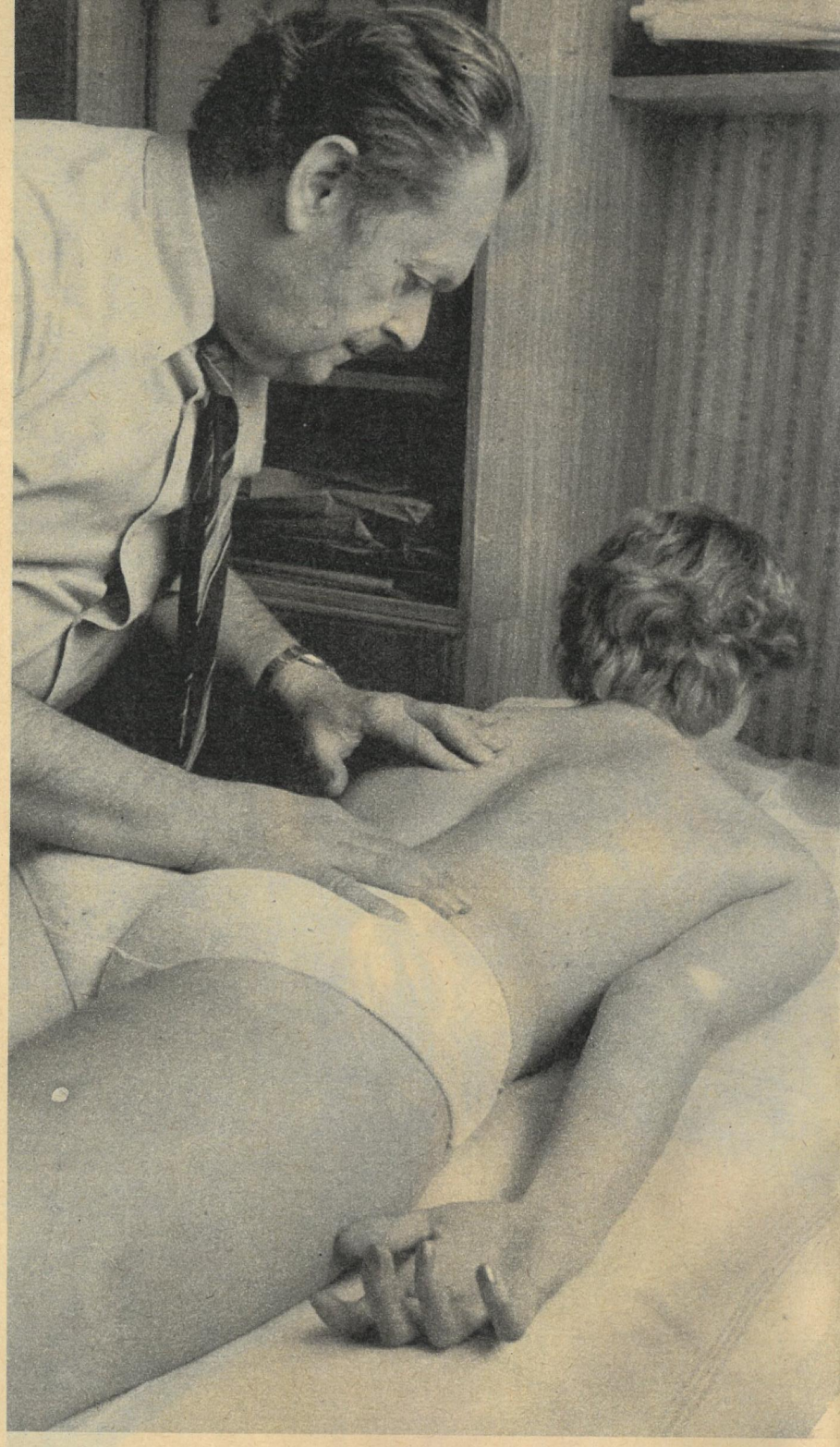
Seit gut dreißig Jahren beschäftigt sich Professor Janda mit der Wechselbeziehung von Nerven, Gelenken, Muskeln. Aus der Schule wissen wir ja von der Arbeitsteilung unter den einzelnen Muskelgruppen. Dem Bizeps, einem Muskel, der nur beugt, steht der Trizeps, der nur streckt, entgegen. Und so ist es fast überall im Körper. Dieses allgemeine Wissen erscheint aber heute, bei unserer bewegungsarmen Lebensweise in neuem Licht. Die Beugemuskeln sind die aktiveren, die Angreifer im Spiel. Sie neigen zur Verkürzung, ihre Fasern ziehen sich zusammen wie ein Gummiband, und die Gefahr ist groß, daß sie schnell „ausleiern". Ihnen müssen also gezielte Fesseln angelegt werden, weil sie wie Parasiten auf Kosten der schwächeren Strecker leben. Diese aber sind gefragt, damit die Balance in der Muskelgruppe bestehen bleibt. Die Funktion nehmen sie nur wahr, wenn man sie bewußt schult. Jede Disbalance belastet später die Gelenke, verteilt die Kräfte im Körper nicht mehr richtig. Schmerzen signalisieren diesen Zustand.

Ein Großteil der Menschen sitzt heute am Schreibtisch, am Monitor oder am Band, fährt Auto, wo man zu Fuß gehen könnte. Bewegungsarmut und ständige Zwangshaltungen, immer gleichbleibende Bewegungen bringen das Spiel unserer Muskeln durcheinander, fördern Disbalancen. In der altdeutschen Gymnastik – wie sie einst schon Turnvater Jahn trieb – ist diese wichtige Wechselbeziehung im Muskelspiel nicht berücksichtigt. Die abnehmende Leistungsfähigkeit der Gelenke wird von intakten Muskeln nicht mehr überspielt. Die Folge: In der DDR stehen heute die Erkrankungen des Bewegungssystems an zweiter Stelle, in der ČSSR an dritter.

Was also tun? Professor Janda berichtet, daß er gerade von einem Vortrag in einer Schule mit verstärktem Sportunterricht kommt, wo er über die Bedeutung ausgeglichener Bewegung im Kinder- und Jugendalter sprach. Prophylaxe liegt ihm sehr am Herzen. Besonders schwer sei es, sagt er, die Lehrer zu überzeugen, daß sie stärker darauf achten müssen, zum Beispiel die Sitzgewohnheiten der Schüler zu ändern. Im tschechoslowakischen Fernsehen liefen zum Thema „Sei gesund durch Bewegung" fünf Sendungen von je 30 Minuten, die der Prager Arzt selbst moderierte. Er führte darin sogenannte Selbstbehandlungen vor. Dazu bekam er über 7000 Zuschriften. „Ein phantastischer Erfolg", wie er sagt. Auch gegenwärtig laufen im Abendprogramm des Nachbarlandes kleine Werbespots zu den Themen: „Wie sitze ich richtig?" – „Was mache ich gegen Kreuzschmerzen?" – „Wie helfe ich mir bei Nackenverspannungen?"

Tennisasse und Kurpatienten

Den Tennisassen und Eishockeyspielern in der ČSSR, die, wie wir wissen, Weltklasse sind, hat Professor Janda zusätzliche Übungsprogramme erarbeitet, welche die Einseitigkeit der jeweiligen Sportart aufheben sollen. Ist durch eine bestimmte Reihenfolge von Aktivierungen und Dehnungen im Training die Muskelbalance ausgeglichen, können sie ihre Bewegungen ökonomischer ausführen, teilen sie ihre

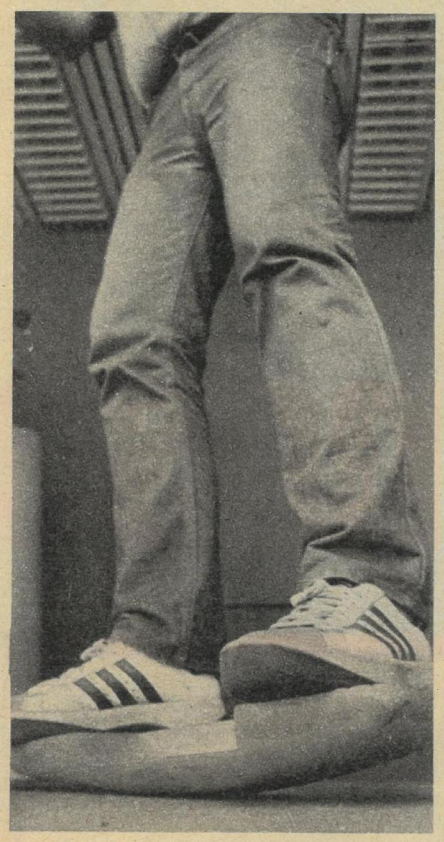


Energie besser ein, haben zusätzliche Reserven. „Ermüdungserscheinungen, das haben wir bei unseren Eishockeyspielern und bei denen in Schweden getestet, die früher nach zwei Dritteln des Spiels einsetzten, zeigen sich jetzt erst nach dem dritten Drittel", sagt der Wissenschaftler. „Das ist doch schon etwas."

Als Arzt gehört aber seine Aufmerksamkeit in erster Linie den Patienten in seiner Klinik. Hier behandeln er und seine 80 Mitarbeiter Kranke mit neurologisch bedingten Bewegungseinschränkungen, verschiedenen Nervenlähmungen und mit Querschnittslähmungen. Bei vielen dieser Patienten bekommen die Muskeln keine Energie mehr. Wird aber der Muskel nicht mehr zwischen den Nerven bewegt, schwindet er. Hier helfen nur speziell auf die Krankheit zugeschnittene Kräftigungsprogramme, ausgeführt meist in oder mit bestimmten Hilfsgeräten, wie unsere Fotos auf den Seiten 48 und 49 zeigen.

Seit Jahren betreut Professor Jandas Klinik auch eine Kureinrich-

In der Universitätsklinik für Rehabilitation in Prag (Fotos unten und rechts) lernen die Patienten ihre kranken Glieder wieder zu bewegen.



tung etwa 40 Kilometer nördlich von Prag. Dort werden relativ junge Menschen, die an Wirbelsäulenschäden leiden, erfolgreich behandelt. Muskeltraining wiederum nach einem bestimmten Programm soll zur Kräftigung und Verbesserung des allgemeinen Bewegungszustandes beitragen. Eine Bewegungsschule sozusagen. „Wir versuchen, die Patienten während der Kur so zu motivieren, daß sie ihr Programm auch später zu Hause absolvieren", erläutert der Arzt. „Bei denen, die die Übungen fortsetzten, haben wir nur etwa ein Prozent Nachbehandlungen. Der überwiegende Teil ist beschwerdefrei."

Wirbelsäulenverkrümmung stellte Prof. Janda (Foto links außen) bei dieser 19jährigen Patientin fest. Ein Bewegungsprogramm wird ihr helfen. Ein hervorragendes Muskeltraining für Gesunde ist nach Meinung des Prager Arztes das Balancieren auf diesem Sportgerät (Foto links).

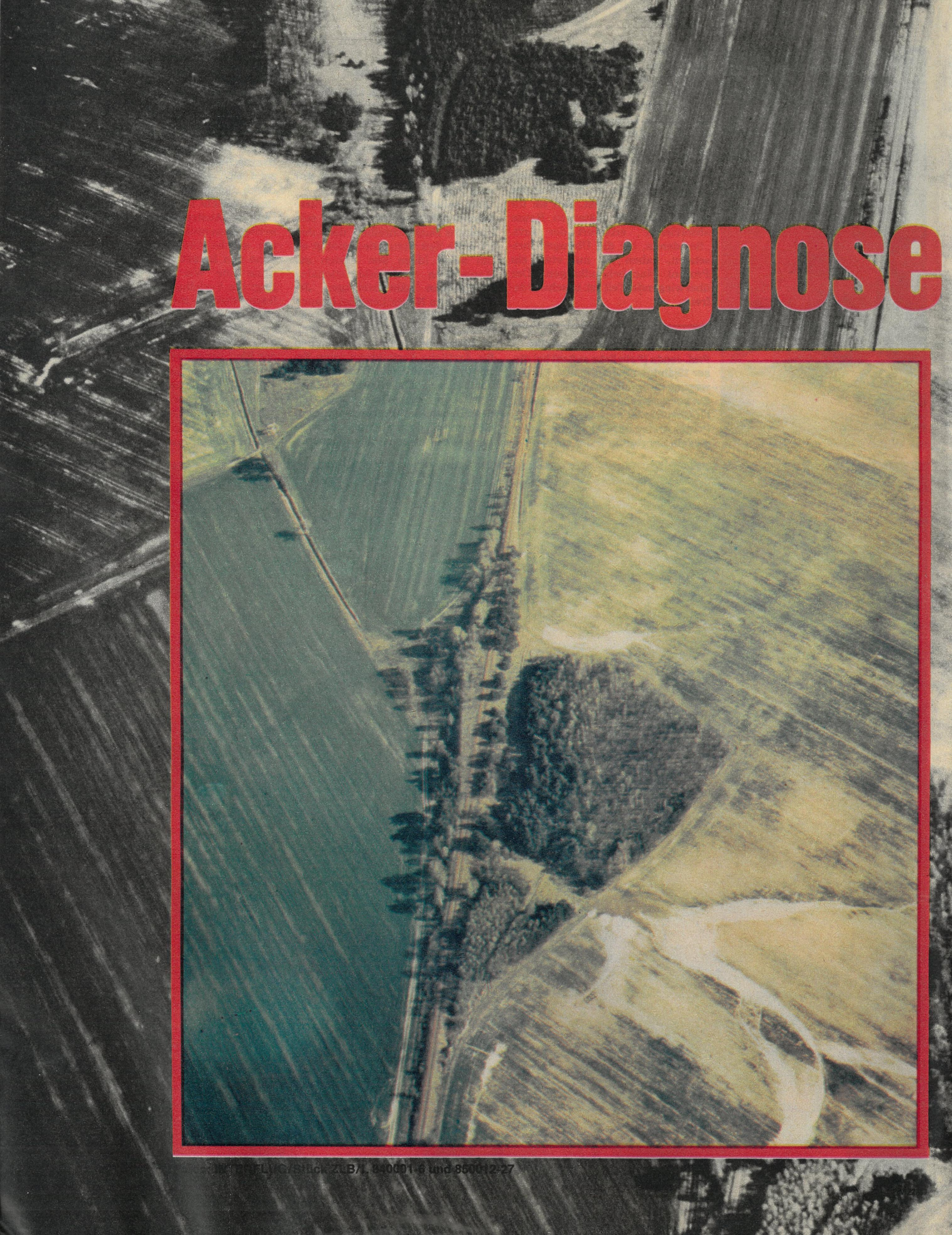
Schule für Physiotherapeuten

Und natürlich werden über alle Patienten umfangreiche Akten angelegt. Denn nur so können die Wissenschaftler um Professor Janda auf Grund ihrer Ergebnisse allgemeine Hinweise formulieren. „Sonst", so Janda, „ist alles nur eine Frage des Glaubens."
Über seine neuesten Erkenntnisse möchte Professor Janda gern sein nächstes Buch schreiben, doch ihm fehlt die Zeit dazu. Die benötigt er, um seine Ideen den Ärzten auf Kongressen und internationalen Lehrgängen näherzubringen. Jedes Jahr im November reist er auch in die DDR. Vor etwa 60 bis 100 Medizinern trägt er auf einem Weiterbildungslehrgang der Akademie für Ärztliche Fortbildung seine Erfahrungen und neuen Erkenntnisse vor. Dieser „Muskelkurs" dient der Abrundung des Wissens ausgebildeter Ärzte, die ihrerseits mit dem Gelernten die Patienten unseres Landes besser behandeln können.

Der Muskel, nicht das Skelett, ist das Schlüsselorgan: Diesen Grundgedanken Jandas haben mit als erste die Sportmediziner unseres Landes in ihre Praxis übernommen. „Es freute mich sehr, als ich das im vorigen Jahr auf einem Seminar der Ärzte von Olympiamannschaften hörte." Inzwischen setzt sich seine Theorie weltweit durch. Selbst auf dem fünften Kontinent spricht man darüber. An der Ostküste Australiens hat der prominente Wissenschaftler seit acht Jahren an der Universität von Brisbane den Lehrstuhl für Physiotherapie inne. Wie man ihn schätzt, zeigt die Verleihung der Ehrenprofessorenwürde dieser Alma mater, eine Auszeichnung, die nie zuvor von ihr an einen Gelehrten außerhalb des englischsprechenden Teils der Welt vergeben wurde.

Lesen Sie demnächst unsere neue Folge: „Wie helfe ich mir selbst, wenn mich der Schmerz packt?" OMR Prof. Dr. Arnold Großhans gibt Ratschläge zur Therapie von Beschwerden im Bewegungsapparat.

Acker-Diagnose



INTERFLUG/Stück ZLB/1, 840001-6 und 850012-27

Bilder und Standpunkte

aus der Luft

Ein Foto aus der Vogelperspektive. Im Bild nicht mehr als ein Stückchen Ackerland, exakt der Schlag Nr. 1223, auf dem zur Zeit der Aufnahme rechts neben der Straße Luzerne und links Wintergetreide angebaut waren. Natürlich gibt es weit schönere Luftbilder, Landschaftsmotive, durch die man beispielsweise ein architektonisches Kleinod präsentiert bekommt oder die reizvolle grafische Linienführung einer Ortsanlage oder eines Naturparks. Doch wir als Bauern sehen uns seit nunmehr zwei Jahren unseren Boden und die Ergebnisse unseres Umgangs mit ihm öfter interessiert von oben an. Ein Blick aus 400 Meter Höhe, gerade die richtige Entfernung, um übern Feldrain hinaus dem Acker sozusagen mal richtig ins Herz zu gucken. Mit den Augen von Spezialkameras aus dem Forschungsflugzeug L-410 festgehalten, einem zweimotorigen ČSSR-Hochdecker, den die INTERFLUG vorrangig zur Fernerkundung für volkswirtschaftliche Zwecke einsetzt. Feld-Inspektion per Flugzeug. Was aber sagt uns eine solch aufwendige Diagnose, die wir selbstverständlich nicht für jeden der 6000 ha unserer LPG anstreben, sondern ganz gezielt einsetzen – für unsere Problem-Ackerflächen? Für Schläge, wo uns die Ernte noch unzufrieden läßt, wir aber die Ursachen nicht genau genug kennen. Deshalb haben wir uns mit den Fernerkundungsspezialisten der INTERFLUG verbündet, haben ein gemeinsames Jugendforscherkollektiv gebildet, das eine Reihe von Kameratechniken erprobt und uns nun Material in Form von Fotos und Videobändern liefert, welches wir im Vorstand und im Kollektiv auswerten. Manch Bauer hat zuerst skeptisch abgewinkt, dann aber gestaunt, was aus diesen Bildern alles herauszulesen ist. Beispielsweise beim nebenstehenden: daß es bei der Luzerne großflächige Bestandsschäden durch Wassererosion gibt – die hellen Rinnen und Kegel (vorn rechts) sind deutlich sichtbar, und daß der ungleiche Bestand des Wintergetreides (links) auf ungleichmäßige Stickstoffdüngung zurückzuführen ist – ein Qualitätsproblem, deutlicher Hinweis für die Mechanisatoren und ihre Technik. So etwas überzeugt mehr als das mahnende Wort des Leiters. Mit Hilfe der Luftbilder sind wir also den Reserven auf der Spur; haben inzwischen einige Felder neu eingeteilt entsprechend der erkundeten unterschiedlichen Bodeneigenschaften, haben Schlußfolgerungen für die Bestellung bestimmter Flächen und für notwendige Meliorationsarbeiten gezogen, haben uns Übersicht verschafft über das alte und neue Drainagesystem, versandete Rohre gespült, Teilflächen nachgedüngt und Wildschäden bekämpft… Manche Felder bringen uns dadurch heute schon höhere Erträge als gestern. Moderne Wissenschaft und Technik erprobt für den Alltagseinsatz – wir werden sie weiterhin nutzen. Auf daß künftige Luftbilder von unseren Feldern, von ihrem Pflanzenwuchs, möglichst nur noch eine Augenweide für den Betrachter sind…

Max Krüger, stellv. Vorsitzender der LPG Pflanzenproduktion Görzig, Kreis Beeskow

BEI FROST
wärmstens empfohlen

Ein richtiger Moskauer Wintermantel, vom sibirischen ganz zu schweigen, ist von stabilerer Art. Garderobe wie diese hier würde man an kühlen Herbsttagen spazierenführen. Slawa Saizew hat an gemäßigte Winter bei uns gedacht, als er für FREIE WELT Modelle seiner neuen Kollektion aussuchte.

BEI FROST
wärmstens empfohlen

Im internationalen Kleiderschrank ist es so schön unübersichtlich geworden. Mit jedem Saisonbeginn schütten die Modeschöpfer eine Fülle neuer und nicht mehr so neuer Ideen über uns aus. Vorbei mit dem energischen Diktat einer einzigen Mode für alle, vorbei seit Jahren. Das läßt uns, wenn nicht gerade mit Seelenruhe, so doch mit einer gewissen Gelassenheit in den häuslichen Kleiderschrank blicken, sofern er einigermaßen gut sortiert ist. Was gestern gut zu mir gepaßt hat, vielleicht besonders gut zu mir und nicht zu anderen, kann heute nicht ganz verkehrt sein.
Und doch liegt jedesmal etwas in der Luft, das den Ton angibt, die Extreme miteinander versöhnt, das Chaos ordnet. Ein Modeschöpfer, der den Namen verdient, riecht das. Seit einigem ist es wieder die Klassik, so unterschiedlich sie auch interpretiert wird.
Slawa Saizew hat eine gute Nase. Er fängt ein, was da fliegt, und macht eigenes draus. Dabei ist ihm die Richtung, aus der der Wind jetzt weht, besonders angenehm.

Was immer er in all den Jahren sonst noch gemacht hat, die Klassik ist manchmal seine heimliche, meist aber seine erklärte Liebe gewesen. Das Maßvolle, Gediegene, Ausgewogene ist ihm als Stil nicht nur in der Kleidung am liebsten.
Zeitloses verhindert nicht Neues. Saizews klassische Modelle für den nächsten Winter sehen anders aus als die vom vorigen Jahr.
Die Mäntel und Kleider bleiben komfortabel, sind aber nicht mehr übermäßig weit. Die Linien führen wieder näher an den Körper heran. Vor allem um die Hüften wird es manchmal etwas eng. Doch gemach, der ganz schmale Rock macht dem ganz weiten, schwingenden das Existenzrecht nicht streitig. Die Röcke sind so kurz oder lang wie man will. Auf jeden Fall soll das bekannte unbehagliche

Gefühl vermieden werden, sich im rechten Maß geirrt zu haben.
Oft betont wird die Taille. Wo sie liegen soll, bestimmt jeder selbst, dort, wo sie natürlicherweise hingehört, etwas höher oder ein ganzes Stück tiefer. Fast immer sehr weit im oberen Teil sind die Ärmel, vertieft eingesetzt, angeschnitten, an der Schulter in Falten gelegt, Raglanärmel.
Für die Farben stellt Slawa Saizew nur eine Regel auf: Harmonie muß walten. Das Auge soll Freude haben entweder an vornehmer Zurückhaltung oder an prächtiger Vielfalt, nicht aber verletzt werden durch Dissonanzen. Wenn er uns auch nicht festlegen will, Grau scheint noch immer sein Favorit zu sein.
Auch Material und Dessins sind Klassiker, Flanell, Tweed, Jersey, Hahnentritt, Pepita, Jacquard. Pelze an Kragen und Manschetten sind meist flaumig, können aber auch kurz geschoren oder gelockt sein.
Einreihig, zweireihig, asymmetrisch, fast immer mit großen Knöpfen, werden Mäntel und Kleider geschlossen. Und schließlich sind da noch die Kopfbedeckungen. Ziemlich neu die hohe Papacha, den Männern des Kaukasus abgeguckt, immer aktuell die vertrauten Formen von Hüten, Mützen, Kappen, Baretten.
Saizews Klassik, wie Klassik überhaupt, gibt denen, die mit Mode selbstverständlich umgehen, viel Spielraum. Den Unsicheren gibt sie Halt. Macht sie uns doch beim Anziehen die Achtung eines Gesetzes leicht, das schon von den Großmüttern auf uns gekommen ist: Wenn's drauf ankommt, keine Experimente.

Constanze Treuber (Text)
Wladislaw Loktew (Fotos)

Im nächsten Heft:

70★

Geschenk Friedrich II.

...für Peter I.: das legendäre Bernsteinzimmer. Von Faschisten verschleppt, bis heute verschollen. In den Bernsteinwerkstätten des Katharinenpalais bei Leningrad (Foto: Leiter Alexander Shurawljow) entsteht es neu.

Foto: V. Billeb

Die Fabrik in der Zelle

Winzige Arbeitstiere, Bakterien, produzieren hochwirksame Arzneimittel. FREIE WELT sprach darüber mit Prof. Juri Owtschinnikow, einem führenden Genetiker der UdSSR.

Salto mortale aus dem Jahre 1917 ins Schaltjahr 1952

...nennt der deutsche Dichter Arnold Zweig, besonders bekannt durch den weltberühmten Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa", eine zweimonatige erste Reise in die UdSSR 1952, von der er in seinem Tagebuch berichtet.

Abenteuer eines Halbwüchsigen

Der 87jährige Paul Wiemer, Zeitzeuge der Oktoberrevolution, erzählt von seinen Irrfahrten durch Rußland.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Der stachlige Kaulbarsch

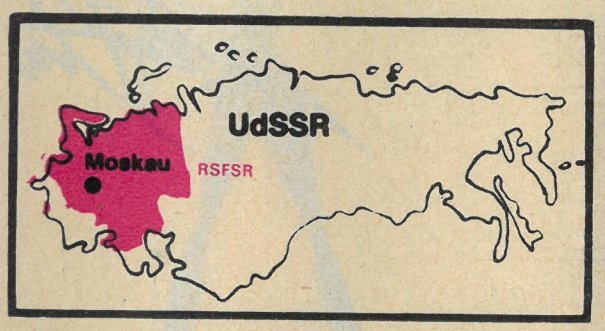
Illustration: Tatjana Neljubina

Januar 1988

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

Februar 1988

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29						



Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 43 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die fünfte Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. Im 70. Jahr der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution stellen wir euch Märchen dreier großer Völker und Märchen von drei ganz kleinen Völkern vor: der Russen, Alëuten, Belorussen, Kereken, Ukrainer und Oroken.